

HANS
SATZINGER

DER 20. AUGUST
2014

Eine Satire

Der 20. August 2014

I.

HOMER

Ihr werdet es nicht glauben, aber ich wusste schon kurz nach dem Aufwachen, dass es an diesem Tag mit mir zu Ende gehen würde. Da war etwas Mysteriöses in den Eingeweiden. Nein, so deutlich undeutlich war das nun auch wieder nicht. Sicher, die Wimpern hatten sich an den Augenlidern verklebt und diese wiederum klebten an den Augäpfeln, die Welt stand verschwommen schräg vor dem Fenster mit dem trüben Licht da draußen und es gab vorerst nur einen Weg, dieser melancholischen Misere zu entkommen, nämlich den, die Augen wieder zuklappen zu lassen. Allein, es war schon zu spät. Der Luft in den Lungenflügeln sollte Kommando gegeben werden, flach zu atmen, aber die Hirnrinde rebellierte und begann, über sich und den kommenden Tag nachzudenken. Das Resultat: Nicht so erfreulich ! Der fade Geschmack von allem, was man so kennt. Der unerträglich fade Geschmack von abgestandener Luft, von abgestandenem Wasser und fahl verfaulendem Fleisch. Ja, ich weiß, das war mal anders. An anderen Tagen. Da hat man zum Frühstück schon ein halbes Schwein gefressen und das Leben war fast noch ohne Zukunft, weil man so viel von ihr hatte, und auch die Gegenwart war damals noch viel gegenwärtiger gewesen, jung und mit einer expliziten Erektion ausgestattet, oder wenigstens einer impliziten. Wie konnte das denn sein? Wie konnte die Gegenwart bloß alt werden? Na gut, darüber hatte ich immer mal wieder einen oder mehrere Gedanken sich einen umständlichen und fruchtlosen Reim machen lassen, in dieser Hinsicht bot der Morgen auch nichts neues. Hatte schon viel zu viele Morgen darüber nachgedacht, obwohl „Nachdenken“ exakt vielleicht nicht das richtige Wort ist. Mehr so ein unwillkürliches Verweigerungsritual vielleicht. Wäre denkbar. Dachte es mir. Es lag aber heute etwas in der Bewegung des herabfallenden Augenlids, das mehr war als bloß Erschöpfung und Resignation und Abscheu vor dem Terror des kommenden Erwachens, es hatte fast eine gewisse philosophische Größe im Gestus des Entsagens, man hätte es als Kanon des Buddhismus interpretieren können, nur leider, ich habe keine Ahnung von Buddhismus. „Homer“ sagte ich mir, „Du hast keine Ahnung. Wie sollst Du auch.“

Nein, das ist entschieden nichts weiter als totaler Blödsinn. „Homer“ sagte ich mir, „Du musst Dir einen Ruck geben“, und ich tat mir entsprechend Gewalt an, ignorierte einen diffusen Schwindel im Hintergrund meines Primatenschädels, warf einen kurzen Blick auf den aschgrau vor sich hin schlafenden Oliver (mein „Herr-Männchen“) torkelte hinüber zur Küche, um das zu machen, was Erwachende meistens als erstes machen: Wasser ! Das trocken gewordene Maul mit Wasser spülen. Oliver machte das anders, bei Oliver konnte man die Ereignisse vertauschen. Erst mal Wasser lassen, dann mal Wasser saufen. Raus und rein. Ja natürlich, das war natürlich. Aus Gründen, über die noch zu reden sein wird, ist mir

dieser Weg versperrt. „Homer, alter Junge“ sagte ich mir, „das ist jetzt mal wieder einer dieser Aspekte, warum man Oliver zugleich beneiden und verachten kann.“ Aber das ist jetzt sowieso nicht so leicht zu erklären. Jedenfalls, das Wasser schmeckte tatsächlich so lieblos fade und abgestanden wie vorauskalkuliert. Nein, so einfach ist es nicht. Ist es das Wasser oder die Erwartungshaltung? Sind es die dahinvegetierenden Geschmacksknospen auf der Zunge oder die H₂O-Atome im Wasser, die die Gegenwart so unerträglich machen? Wenn ich seufzen könnte, bei diesem Gedanken hätte ich vermutlich geseufzt. Im Wasser sehe ich mein chimärisches Spiegelbild, all die vielen Schründe und Schluchten und ungenannt bleiben wollenden dunklen Stellen meines der Schwerkraft zugeneigten Körpers und stumpf und teilnahmslos glotzt es mich an aus seinen klebrig wässrigen Augen an. Das sollte also schon das ganze Geheimnis gewesen sein, mit dem sich das Leben immer so brüstet? Es spielt sein Spiel herunter, mal ist man mehr, mal weniger am Spielgeschehen beteiligt, am Ende liegt man immer hinten und klagt die alten Zeiten ein. Diese Melodie geht immer gleich und der Text zu ihr ist formelhaft wie ein verknitterter Blues, „ach, auch ich war einmal jung, meine Sehnen hatten Kraft“, so geht das dann immer weiter. Mein Fell glänzte so sehr, dass sich die Sonnenstrahlen, die es beschienen, sich vor sich selbst schämten, in meinen Lungen befand sich eimerweise Luft und mein Atem war so kräftig wie der Sturm, der am Horizont atlantischer Inseln seinen Zorn mit sich selbst ausmacht. Ich lief die Wälder und Berge meiner Kindheit ab und dachte keine Sekunde an Arbeit, Kraft und Mühe, und jede Sekunde an den blauen Himmel über mir, an all die köstlichen Gerüche von Gras und gerade trocknendem Tau, an die milde Würze frischer Spuren, die man alle noch verfolgen wollte. Ich war ein junges Raubtier, bereit, mir die ganze Welt zu nehmen und zur Beute zu machen, ich verachtete aus vollem Herzen die schläfrigen und schlaffen Vorfahren in ihren weichen Kissen und vor ihren vollen Futternäpfen, mit all ihren ewigen, kleinlichen Bedenken und den skeptischen Blicken aus mürrischen, trüben Augen. Ich wusste, mir würde das nicht passieren! Ich würde meine Nase in den Wind tragen und der Wind würde mich willkommen heißen, als sei da nichts als Gegenwart und die pure, allgegenwärtige Gegenwart würde das sein. Ja, damals war ich immer da, was man „hier“ nennt.

Hier bin ich auch heute, aber welch ein Unterschied zu dem, was damals war. Wer ich einst war. Wie einfach alles ist, wenn man noch jung ist und noch nicht einmal weiß, dass man sein ganzes Leben noch vor sich hat, eine schiere Unendlichkeit an Lust und Begehren und dem Spiel mit sich selbst. Ich konnte Abende damit verbringen, einen Ball beim Seiltanzen zuzusehen und nach dem Ball zu schnappen oder das Seil zu zerbeißen, und wenn es gelang, freute ich mich kindisch und ungetrübt, und wenn es nicht gelang gab das frischen Ansporn zu neuen Versuchen. Immer war alles gut und ergab einen Sinn. Natürlich gab es das gewisse Unglück der Pubertät, also größere Tiere mit mehr Begattungserfahrung und der entsprechenden Körpersprache, aber, nun ja, dann begnügte man sich eben mit der etwas pummeligen, dafür aber sehr charmanten Nachbarin drei Häuserblocks weiter. Mit der man übrigens sehr viel Spaß haben konnte, besonders wenn man wusste, dass deren Macker gerade wieder einmal in vermeintlich wichtigen Geschäften unterwegs war, um seine Zonen zu markieren, selbstverständlich nichtsahnend, wie alle wichtigen Macker, jedenfalls soweit es um ihre Frauen ging. Nein, man konnte sich in diesem Feld schon irgendwie einrichten. Und das letzte Wort war ja ohnehin noch nicht gesprochen. Ich habe mich, was das betrifft, niemals größeren Skrupeln hingegeben. Irgendwann, das wusste ich, würde ich auch einmal

eine langbeinige Schönheit mit blonder Mähne und erhobenem Haupt abbekommen. Und so war es dann ja auch, aber das möchte ich gar nicht weiter erzählen. –Oh, es ist aber das, was ihr erzählt bekommen wollt? Ach, geschenkt, gebt dem Alkoholiker doch sein Alkohol!

Also: dieses göttliche Geschöpf von aristokratischer Gestalt wusste wieder einmal nichts von ihrer eigenen Schönheit und hatte jedes Gespür dafür in einer Beziehung mittelfristiger Natur mit einem nichtssagenden Pinscher eingebüßt, war also prädestiniert für ein Überfallkommando an umwerbenden Ritualen und dem Mantra der Komplimente und so gesehen eine ziemlich leichte Beute. Was mir zugleich wie ein erster, zarter Verlust der Jugend erschien. Wie leicht doch dieser Sieg daherkam, das, nein, war irgendwie sogar: desillusionierend. Ich hätte mir gewünscht, der Pinscher hätte besser aufgepasst. Vor allem aber, wie ist es dann gekommen. Ja, ja, der Leser, geübt wie immer, er ahnt es. Also Leser, schreib weiter! Und genau, richtig, genauso wie es der Leser weiter geschrieben hatte, so ist es auch gekommen: der tolle Körperbau und mit ihm alle Projektionen haben sich ziemlich schnell verflüchtigt und sind in den Bereich des Vulgären und Banalen abgewandert. Am Ende waren wir zwei bedeutungslose Individuen, jeder für sich, ins Kissen gefurzt, in Intervallen, sukzessiv entfremdet. Ah, ich weiß, das geht allen Ehrlichen so und am Ende bleibt nichts weiter als ein ziemlich kleines Hundeleben.

Dabei hatte es doch ein ganz großes Hundeleben werden sollen. „A Hund issa scho“, wie man bei uns in Bayern sagt, das hätte man von mir sagen sollen. Schlauer Hund mit einer riesengroßen Nachkommenschaft, mit der ich hernach selbstverständlich nichts zu tun hätte haben wollen. „Hätte haben wollen“, wie würde man das eigentlich ins bayerische übersetzen? Na ja, das lenkt jetzt auch wieder ab. Zum Beispiel von der nicht vorhandenen Nachkommenschaft. Aber, man muss auch sagen, Oliver, der Arsch, der war schuld! Ah, ich weiß schon, dass es in gewissen Kreisen nicht eben besonders en vogue ist, die eigene Verantwortung an ein irgendwie fremd gewordenes Prinzip zu delegieren. Aber in meinem Fall lag das doch eindeutig anders. Wenn im Verkehrsfunk berichtet wurde, dass, Vorsicht!, auf der A 4 ein Spanngurt läge, war das ja schön und gut, mir aber lag der besagte Spanngurt um den Hals. Da macht sich die wild gewordene Horde an Geschwindigkeit berauschter Kraftfahrzeugführer Sorgen um ihre frisch geputzten Leichtmetallfelgen, wegen so eines lächerlichen Objekts auf der Fahrbahn. Könnte ja einen Kratzer bekommen, der rollende Silberdollar. Ich muss schon sagen, es gab mehr als einen Tag in meinem Leben, an dem ich ihnen nicht Spanngurte jeder Art und Größe an ihre speckigen Hälsen gewünscht hätte. Außer einigen beklagenswerten Nutten, die sich auf das Fachgebiet „devot“ spezialisiert haben, kennt das ja keiner. Wie das ist mit den Würgegefühlen und dem Schmerz am Kehlkopf, der noch stundenlang nachhallt. Besonders aber dieser verheerende, psychologische Aspekt, nämlich, dass jeder eigene Vorwärtsdrang noch besonders bestraft wird. Nicht, dass Oliver das gewusst, ja, geahnt hätte. Der war ja sowieso besonders blöd. Schließlich ist es ja kein Zufall, dass er Oliver heißt, ich aber Homer. Und mit den Simpsons hat das bitteschön nichts zu tun. Das verbitte ich mir ausdrücklich. Auch wenn Oliver das immer gesagt hat. Sowieso denkt er immer, dass er das Kommando hat. Ich lass ihn das glauben. Umso besser lässt er sich manipulieren. Von mir natürlich. Der merkt es noch nicht mal. Aber so funktioniert es ja auch am besten. Ist sogar eine Voraussetzung. Für die Manipulation, meine ich. Trotzdem, das ist eventuell in einem zu rosigen Licht geschildert, wenn man an dieses Lasso denkt, dass sie einem um den Hals legen.

Ihr werdet das sicher trivial finden, aber ich muss aus prinzipiellen Gründen nochmal auf die Gewerbetreibenden in der Nachtindustrie zurückkommen, respektive auf den Typus gewisser Freier. Wie ich mir das vorstelle, stochert besagter Freier ja nicht im Dunklen, sondern sucht im Internet herum, da hat er gelesen, „Myriel, schlank, schaut zu Dir auf, gerne auch mit Halsband“. Das fand er ziemlich ansprechend, also vor allem, dass sie zu ihm aufschaut, sogar mit Halsband. Wo doch sonst niemand zu ihm aufschaut, und Halsbänder, meingott, Halsbänder konnte er auch niemand anlegen. So sehr er sich doch beides wünscht. Linksintellektuelle nennen so etwas gerne Entgrenzung. Aber linksintellektuelle Freier? Eher schwer vorstellbar. Im Zweifel zu gehemmt, zu evangelisch. Eher so Arschlöcher mit einem Job in der Bank, also genug Kohle für Extravaganzen und einer Aura für spezifische Unterjochungswünsche. Aber vielleicht irre ich mich ja auch total. Dass das von der Dienstleisterseite aus gesehen eventuell ganz anders kalkuliert sein könnte, das will er (also der Freier) bewusstseinstechend gar nicht erst einpreisen, obwohl das doch eigentlich einer seiner Kernkompetenzen entsprechen müsste. Diese Myriel hat sich gesagt, standardisierte Procedere sind einfach nicht ausreichend für einen gesunden Verdienst, da braucht es eben etwas Besonderes, ein Nischenprodukt, zum Beispiel für verhinderte KZ-Wächter, Sadisten und Serienmörder, wenn man es pathetisch ausdrücken möchte. Vielleicht etwas zu pathetisch.

Und warum ich so impertinent stur bei diesem Thema bleibe? Nun, mit uns kann das jeder so machen, immer und in aller Öffentlichkeit, und seltsamerweise erregt das keinen Anstoß, vielleicht, weil es zu keinem krönenden Abschluss kommt. Oh, das ist jetzt ein wenig vulgär. Aber, obwohl mein eigener Oliver inzwischen viel zu schlapp geworden ist für solche Assoziationen, bekomme ich sie einfach nicht heraus aus meinem länglichen Schädel, diese diversen Verknüpfungen zwischen Nachtschicht und Freizeitvergnügen. Diese Leine ist ein Fluch. Ich verfluche sie, selbst wenn sie lang sein sollte. Ja gerade dann. An ihnen lässt sich die Macht noch effektvoller demonstrieren, zum Beispiel, indem die Distanz ohne Vorankündigung rapide verkürzt wird. Wie gern sie doch ihre Leinen zum Machtmissbrauch verwenden, diese Olivers dieser Welt. Obwohl, „Machtmissbrauch“, gibt es das? Oder ist die Macht schon selbst der Missbrauch. Das kann ich nicht entscheiden.

Nun ja, ich bin wohl etwas vom Thema abgekommen. Thema ist ja eigentlich, wie es mir heute geht. Schlecht natürlich. Aber andererseits, muss ich sagen, neige ich durchaus zu bedeutungsresistenten und reuefreien Abschweifungen aller Art. Das kann in alle Richtungen gehen. Mit „Abschweifung“ wird ja gerne eine gewisse ausufernde Langatmigkeit in Verbindung gebracht oder gar gleich an Explosionsketten wahllos aneinander gereihten Ideen gedacht, die so allmählich den Faden zu sich selbst verloren haben. Ja, ja, das kann schon mal sein. Nur, das Gegenteil kann auch zutreffen. Die Gedanken schweifen ab und stehen in der Betrachtung still. Das Bild auf der Netzhaut entzieht sich allen weiteren Kausalzusammenhängen und verkürzt (oder verdichtet) sich zum Mantra der Gegenwart. „Guckt mal!“, sagt Oliver immer zu seinen teilalkoholisierten Kumpels, „jetzt guckt er wieder so.“ Der hat ja wirklich keine Ahnung. Ich glaube wirklich, diese Spezies auf zwei Beinen kann das Leben nicht genießen. Ich meine diesen Zauber, der uns umgibt. Obwohl sie ihn (also besagte Zweibeiner) schon fast kaputt bekommen haben. Aber selbst in deren Ansiedlungen gibt es das noch, das Gras, das anmutig im Wind tanzt und mit den Zweigen im gleichen Rhythmus flirtet, und meine im unsichtbaren Licht gefluteten Schweißperlen vermengen sich

irgendwo mit den untergründigen Düften von Salz und Erde und amalgamieren und extrahieren sich zu einer sensationellen Komposition des neuen Tags, und der Hauch zwischen zwei Stauden hat den feinen Geruch von Weizen und kleinen, verfaulenden Mäusen aus dem Umland in die Stadt getragen und mit ihm die Erinnerung an den Regen von vorgestern, der schon eine Reise hinter sich hatte, als er hier ankam, und daher war sein Wasser angereichert mit dem herbeigewehten Staub aus der Toskana und auch noch versehen mit einem schwach zu erahnenden Pinienduft, und all das geistert hier irgendwie noch undeutlich umher, doch trotzdem deutlich spürbar. Wenn man nur will! Wenn man bloß könnte! Diese Zweibeiner, ihnen fehlt etwas. Sie leben in einer fremden Welt, nein, stopp, sie sind fremd geworden in dieser Welt. Oder umgekehrt, ihnen ist die Welt fremd geworden.

Ja, ich lamentiere für mein Leben gern, besonders wenn das Lamento eher im Ungefähren bleiben kann. Aber dieser Morgen hier in Olivers Küche und mit ihm mein Zustand scheint sich dem gefährlichen Nahbereich zuzubewegen. Kann es denn sein, dass Wasser in der Kehle brennt und einen Hustenanfall verursacht, so dass die Bronchien wütend kleine Spritzer ausspucken? Und warum muss es in meiner Schulter zucken, als ob sich zwei kleine Tiere wütend ineinander verbissen hätten, warum fühlen sich meine stumpf gewordenen Zähne schon wieder so an, als hätte man eine Mischung aus Moos und Zement über sie gekippt und warum würgt die Schlange in meinem Bauch ihre Schuppen aus?

Warum muss ich hier jetzt über diesem trostlosen Resopalbelag sterben wie ein armer Hund, während nur fünf Meter weiter dieser perverse Oliver seinen postalkoholischen Schlaf in aller Gesundheit weiter schlafen darf? Und warum überwiegen die Fragen stets die Antworten, warum die Schulden das Vermögen, die Schuld stets die Anständigkeit, ach: Blödsinn! Ich bin ja nicht evangelisch getauft, Oliver vielleicht, aber bei dem ist es sowieso umsonst, und das in jedwede moralische Richtung betrachtet. Für mich spielen moralische Richtungen ohnehin keine große Rolle. Obwohl – zum Gehorsam erzogen, so könnte man das schon sehen. Das ist dann doch ziemlich evangelisch, oder? Auch wenn in meinen Papieren von einer Konfession nichts drin steht, gibt es das ja, dieses „evangelisch, preußisch, deutsch, Schäferhund“. Vom Schäferhund distanzieren mich mit Betonung und ausdrücklich. Aber sonst? Kann man das mit dem Gehorsam nicht so ganz von der Hand weisen, weder ausdrücklich noch nachträglich. Auch wenn man das natürlich gern würde. Ja, mit Würde hat das selbstredend auch zu tun. Mit Introspektion sogar. Man liebt seinen Hass. Man kultiviert ihn sogar. Oliver kommandiert mich herum. Ich hasse ihn! Aber habe ich nicht gerade gesagt, dass man seinen Hass liebt? Eben. Ah, mir wird schon wieder schwarz vor Augen. Ich hasse diese Küche mit ihren Farben von verfaulenden Eiern, ich hasse dieses Haus mit den unbestimmten, schabenden Geräuschen, die die Kinder machen, die einen Stock tiefer wohnen, ich hasse diese fetten Kinder mit ihren altklugen Augen, ich hätte über sie herfallen sollen, als diese noch viel kleiner waren und ich noch viel jünger und mich danach in einen atavistischen Bluttausch steigern sollen, und die Ermittler hätten ihre zerfledderten Leichenteile vom fliederfarbenen Teppichboden zusammen puzzeln müssen und für all das wäre ich selbstredend aufrecht stehend eingeschläfert worden, und zwar im sicheren Bewusstsein, die Welt vor zukünftigen Gespenstern verschont zu haben. Dieses Ende wäre dem jetzt kurz bevorstehenden ohnehin vorzuziehen gewesen. Ah ja, so viele verpasste Chancen. Mein Oliver wird hier an diesem trüben Münchner Morgen noch meinen Tod

verpennen, wenn er so weitermacht. Der knurrt noch immer selig in seinen Kissen, während hier in dieser hoffnungslosen Küche sich ein Schicksal über mich hermacht, von dem ich wusste, dass es zu seiner Zeit da sein würde, dessen nähere Bekanntschaft ich aber keinen gesteigerten Wert entgegen bringen kann und ganz gern noch etwas verschoben hätte. Kann man so sagen, kann man wirklich so sagen. Habe ich schon gesagt, dass ich diesen Oliver hasse? Dann machen wir es jetzt offiziell, fünf Minuten vor Zwölf, buchstäblich, anstelle einer Patientenverfügung. „Ich hasse Oliver“! Sein Tod wäre viel verdienter als meiner. Ich weiß nicht, wer sich das so für mich ausgedacht hat. Wer immer der Dreckskerl ist, er soll wissen, dass er den falschen sterben lässt und auch den falschen am Leben lässt und am liebsten würde ich ihm sagen, dass er sich das doch noch mal überlegen soll mit mir, dass es noch eine Möglichkeit gebe, die Geschichte umzuschreiben, jetzt gerade noch so. Aber das geht natürlich nicht, das würde mir mein Stolz verbieten, und außerdem: so wahnsinnig schön ist diese Sache mit dem Leben auch wieder nicht.

Man kann es auch präziser ausdrücken: ein scheiß Sklavenleben ist das. Immer ist man der Sklave. Ach, machen wir uns doch nichts vor. Oliver sieht mich als Sklave, er kraut mir das Ohr, sogar manchmal hinterm Ohr, an der Stelle, von der er weiß, dass ich es da besonders mag, das schon, ja, das macht er schon, aber nur ein paar Augenblicke später lässt er mich nach der Wurst springen wie einen Idioten, und ich, ich mach das sogar, sonst wäre er enttäuscht. Enttäuschen darf man ihn nie, er ist sozusagen mein Arbeitgeber, mein Brötchengeber, mein Fleischnapf auf zwei Beinen. Aber wie ich das hasse, wie ich mich selbst verachte für diese Komplizenschaft, treu ergeben zu sein einem Arschloch, dessen Vergnügen darin besteht, Zuneigung und Demütigung in den Zufallsgenerator der Willkür zu stecken, um diesen dann leise in sich hinein lächelnd anzuwerfen. Mal abgesehen von der Perversion der Macht (aber wiegesagt, wahrscheinlich ist es keine Perversion, wahrscheinlich ist die Macht an sich pervers, aber so ganz ohne Absicht, ach herrjeh, das sprengt ja jede Vorstellungskraft) ist man dann ja auch der Sklave des eigenen Ichs, sagen wir es etwas plumper, seines Körpers, sagen wir es umständlicher, seiner Sterblichkeit, sagen wir es komplexer: seiner Endlichkeit. Da kann ich mir noch so viele Begriffe überlegen, abwenden lässt sich das, was hinter den Begriffen versteckt werden soll, ganz und gar nicht. Und ich habe trotz allem immer noch so viel Hunger! Auch wenn der schlaue Leser jetzt denken mag, aha, Metapher, dann muss ich leider dementieren. Unsereins stirbt ja nicht an Durchblutungsstörungen und Koronarerkrankungen, jedenfalls meistens noch nicht, es sei denn, er muss auf einer Brache in Cleveland oder sonst wo in diesem gelobten Land leben, wo Daisy Duck und Mr. Mc Donalds sich irgendwie verkrüppelte Sexszenen ausgedacht haben, in denen es darum geht, reich und fett zu werden (nehme ich an, und auch diesmal ist das ganze viel weniger metaphorisch als gedacht), also dort vielleicht, hier aber betrifft das den Normalsterblichen mit dem grauen Fell, der irgendwo zwischen Stockholm und Palermo lebt, eher weniger, und nebenbei, dann schon lieber Palermo für den letzten Rest des kläglichen Restlebens.....äh.

Was wollte ich noch sagen?

Die Wände in Olivers Küche bekommen schräge Linien und diese schneiden sich an völlig unmöglichen Stellen. Völlig unmöglich, diese Stellen. Auf meine Zunge hat ein Igel gepisst. Auf meine Ohren wurde der spitze Schrei eines davon fliegenden Vogels gelegt und hinter

diesem Schrei höre ich jetzt, wie Oliver seine Fleischrollen zum Pissoir wuchtet. Aber noch bin ich nicht fort, noch bin ich da und am Punkt zurück: wir sterben noch normal, an Auszehrung, Entkräftung, Schwäche. Deshalb der Hunger. Man könnte ja dankbar für diese Art des natürlichen Tods sein. Großartig. Danke! Ich bekomme einfach nicht genug Energie in mich hinein. Jetzt bin ich schon wieder gestürzt und meine Glieder schaben auf dieser beschissenen Reisstrohmatte herum. Beschissene Reisstrohmatte. Ich habe es echt nicht verdient, auf einer Reisstrohmatte zu sterben. Ich habe einen Geschmack auf der Zunge, als hätte jemand versucht, Motorenöl mit Essig zu mischen. Nur gut, dass es dann mit solchen Empfindungen und Phantasien auch mal vorbei sein wird. Motorenöl und Essig, wer denkt sich denn so was aus? Plötzlich sehe ich diese entsetzlichen, fleischfarbenen Plastiksandalen von Oliver vor meinen Augen, riesige Plastikwülste in der Farbe von echt völlig verdorbenem Fleisch, das ist echt widerlich, und der Geruch, der von diesen Plastiksandalen kommt, er erinnert mich an Müllkippen, die einem namenlosen Vorort von Peking zuzuordnen wären, Müllscheiße recycelt zu neuer Müllscheiße, und in wenigen Minuten wird es meiner kostbaren Existenz genauso gehen, ja, das denke ich auch noch, und Olivers Auge glotzt zu mir herunter wie ein riesengroßes Froschauge, aber das ist jetzt wahrscheinlich MEIN verfluchtes Froschauge, was gerade dabei ist, sich selbst aufzulösen und mit ihm alles andere auch.

II.

OLIVER

Oliver Oldham, so nannte der sich. Das war ein Name, mit dem man leben konnte. Oder etwa nicht? Oldham wollte er genannt werden, alter Schinken, aber auf den kam es nicht an. Wichtig dagegen war, nicht Heinz oder Hans oder Heinrich genannt zu werden. Das war sogar immens wichtig. Und die Frauen, die hießen Iris oder Irene, furchtbare Namen. In seiner Geburtsurkunde und in seinem Pass war dagegen „Olderstedt“ als Nachname angegeben, eigentlich auch nicht so schlecht, aber es musste Oldham sein. Nämlich nach dem Manager der Stones. „Weiß ja heute keiner mehr.“ Unser Oliver träumte nämlich bei seiner ureigenen Namensfindung davon, er selbst, sei....., nun ja, eine Art Wiedergänger dieser charismatischen Persönlichkeit oder wenigstens stiller Teilhaber der durch diesen Namen vermittelten Aura. Irgendetwas Luftiges eben in diesem Bezirk. Er wollte auch eines Tages etwas Großes entdecken, ein Impresario werden, und sei es auch bloß seiner selbst. Das wäre auch ziemlich nötig, denn Olderstedt war nämlich nach der mittleren Reife ziemlich unrühmlich in einer Banklehre versackt, hatte sich mit Sorten und anderen Unwägbarkeiten des Lebens herumzuschlagen, heiratete eine Irene, bekam mit ihr zwei Buben, Klaus und Heinz, aber es ging nicht gut, und nach neun Jahren ließ sich Irene von ihm scheiden und nahm die beiden Buben mit sich mit. Da war Oldham einunddreißig und hatte sein ganzes Leben noch vor sich und sah sich in dieser Situation praktisch vom Schicksal genötigt, einen Flug nach Thailand zu buchen, um dort mal so richtig....Ist schon klar. Sein damaliger Chef auf der Bank entpuppte sich als humorlos und irgendwie auch lebensfern, denn sein Verständnis für die von Oliver etwas einseitig beschlossene Urlaubsverlängerung um zwei Wochen war im grenzwertigen Bereich, und zwar schon derart nah an der Grenze (oder weit weg von ihr, je nach Lesart), dass die arbeitsrechtlichen Konsequenzen von einer gewissen Tragweite waren, also kurz, er war gefeuert.

Scheiß drauf! War eh ein scheiß Job. Oldham hatte ein besseres Leben verdient, ganz klar. Und zu diesem sollte ihm die lebenslustige Helga verhelfen. Olga wäre natürlich besser gewesen, als Name. Er nannte sie manchmal spaßeshalber so. Aber da wurde Helga böse. „Nenn mich nicht immer Olga, Olga, das klingt so besoffen.“ Aber wie klang schon Helga? Ein Putztuch, das konnte so heißen. Aber das sagt man nicht. Jedenfalls nicht, so lange man nicht etwas blau ist. Aber gesagt hat er es dann doch, und wenigstens einmal zu oft. War eben einmal zu oft blau gewesen. Dann war Helga/Olga auch wieder weg. Da war schon wieder ein Klaus im Spiel, aber diesmal mit C. Also Claus. Nach der Sause in Thailand und dem Jahr mit Helga, die zwar immer Pläne für ihn gehabt hatte, deren eigentlicher Masterplan aber wohl doch eher gewesen war, ihn als zwischenzeitliches Sprungbrett zu irgendeinem Claus hin zu benutzen, stellte sich nun sein ökonomisches Landschaftsbild als eine Marschlandschaft dar, in der man die letzten Priele bereits ablaufen sehen konnte. Oliver sah sich die Penner in den Straßen an und in deren Gesichter. So unterschiedlich jedes einzelne auch aussehen mochte, so sehr glichen sich die Stimmungsakkorde hinter den

Masken. Da gab es die Vollalkoholiker, die Teilalkoholiker und die anderen Verbitterten, die ganz ohne Alkohol böse wurden. Nein, so würde das mit ihm nicht werden.

Oliver machte sich auf seine Fersen, kaufte sich einen Anzug, machte sich selbstständig, bat Keith Richards in seinen Abendgebeten um Verzeihung und machte sich selbst klar, dass Mick ja auch nur Unternehmer sei. Und dann schnell noch eine neue Frau, da ließ Oliver besser nichts anbrennen. Meingott, mit zweiunddreißig hat man sein ganzes Leben doch noch vor sich, gerade auch, was das betrifft. Und Dunia war jetzt mal ein echter Volltreffer. Dunia stammte aus Rumänien und war in jeder Hinsicht erprobt und handlungsfähig. Wenn man aus dieser Weltgegend kommt, verliert man keine Zeit mit Wehklagen über verpasste Gelegenheiten und man überlässt sich auch nicht selbstverliebter Melancholie. Stattdessen erkämpft man sich einen geheizten Platz in der Welt mit funktionierenden Mischbatterien und einem modernen Luftbefeuchter, falls es mal zu warm ist da drinnen. Vielleicht ist ihm da der Oldham etwas verloren gegangen, aber das war sie, die große Zeit in seinem Leben, dank Dunia. „Danke, Dunia!“ sagte er sich jetzt manchmal, aber wer weiß schon, wer oder was welchen Anteil an wem auch immer gehabt hatte. Jedenfalls, damals, in diesem Jahren mit Dunia war er ein richtig erfolgreicher Handelsvertreter gewesen, sein Jahresbonus war echt nicht von Pappe, er ist mit seiner Dunia oft nach Florida geflogen, einmal sogar auf die Malediven, auch wenn es da dann stinklangweilig war und man die meiste Zeit damit beschäftigt war, die beschlagenen Taucherbrillen wieder klar zu wischen. Ein Jahr fetter als das andere und wenn Glück stinken könnte, müsste man sich jetzt die Nase zuhalten. Irgendwie ist permanenter Erfolg auch langweilig, sagte sich Olderstedt damals, aber das Leben sorgt schon für Abwechslung. In seinem Fall war es die Zeit, die für den Lebenszyklus der zu verkaufenden Produkte vorherbestimmt war und die nun abgelaufen war- das war wie mit diesen beschissenen Sanduhren. Da gab es so einen unbekannten Dämon in seinem Leben, der immer dann das Sandglas umdrehte, wenn Olaf „Oldham“ Olderstedt ganz sicher war, dass er jetzt ganz oben angekommen war. Ätsch, sagte die Sanduhr, wir kehren uns jetzt einfach mal wieder um. Und vorbei war es mit Provision und Erfolg und Dunia (die mit einem Russen durchging, ausgerechnet). Sein ganzes Leben, dachte Oliver so bei sich, hatte er nun nicht mehr vor sich, sein halbes schon noch. Besser als nichts.

Und irgendwie, wie genau wusste er jetzt auch nicht mehr, hatte er ja dann tatsächlich wider jedes, auch sein eigenes Erwarten die Kurve nochmal gekratzt. Und diesmal ganz ohne Helga, Olga oder Dunia, von Irene ganz zu schweigen. Und Kurve gekratzt ist die exakte Beschreibung. Sein Kumpel Klaus (schon wieder!, aber diesmal wieder mit K) hatte es auf den Punkt gebracht. „Sieh Dich nach etwas um auf'm Bock. Haste Deine Ruhe, Chef nervt nur alle paar Tage, fährst in aller Seelenruhe Deine Zeit runter, musst nur nach vorne gucken, den Fuß auf's Gas fallen lassen und im CD-Spieler, klar doch, Get Your Ya Ya's Out“. Und was soll man sagen, kurz vor Zwölf, in Habachtstellung der wirklich allerletzten Sparreserven, sprach unser Oliver bei TEO (Trans Euro Ost) vor und fuhr fortan Schweinehälften und andere leicht verderbliche Güter nach Bukarest, Plovdiv oder Tirana. Gut, ganz so lässig wie in der Prognose von Klaus kam das neue Berufsleben nicht daher, und ja, die Kohle von dem Handelsvertreterding kam natürlich nicht mehr rein, und sicher, die große Zeit in seinem Leben war es nicht mehr. Kann man ja auch nur einmal vergeben. Aber wenigstens mittelgroß war es auch noch, jedenfalls von jetzt aus gesehen. Immerhin musste er nicht mehr den Papagei in Schlips und Kragen machen, er konnte wieder ein bisschen mehr von

dem sein, was einmal Oldham gewesen war, er konnte wieder den Rocker, Rebell und Outlaw geben, die Rollen, die ihm immer noch am besten gefielen. Na ja, „Outlaw“, das streichen wir besser wieder, und „Rebell“ dann vielleicht auch. Wenn Oldham sein Gesicht irgendwo zwischen Novi Sad und Belgrad länger im Außenspiegel betrachtete und beim offenen Fenster seine Erinnerungen, gemischt mit dem Geruch von verwesendem Schweinefleisch, an sich vorbeiziehen ließ, überkamen ihm sogar manchmal Zweifel an dem Rocker, wenn er seine Betrachtung intensivierte. Nun ja, die Falten um die Augen und an der Stirn, die waren ja egal, und die stechend graublauen Augen, die spiegelten wie eine gekapselte Silbermünze in der höchsten Prägequalität, das war ganz klar Eins A Oldham, aber der ganze Rest, diese hängenden Backen und der schnell wachsende Speckwulst unter dem Kinn, das war, wenn er ehrlich zu sich selbst war, und das war er eigentlich immer, jedenfalls solange er mit sich allein war, und das war er ja im Prinzip dauernd, also das war fast schon eklig, und neuerdings bemerkte er an seinen Augenlidern so kleine, wie sagt man denn?, Wülstchen. Ach, das geht doch gar nicht. Allein das Wort. Wülstchen. Ist doch lächerlich! Die Lider waren eben etwas dick geworden vom vielen auf die Straße glotzen. Aber scheiße! Es waren eben doch Speckwülstchen an den Augenlidern. Man sah es doch. Und die Zähne wurden auch immer schlechter, und das schlimmste war, dass er in letzter Zeit seinen Mund so schlaff hängen ließ, so dass man die schlechten Zähne auch noch viel besser sah, ja, er bleckte sein Maul zu einer hässlichen Fratze, muss man so sagen. Das mit dem schiefen Mund kam natürlich von der Hitze im Führerstand. Nennt man doch so. „Führerstand“, das klang gut, besser als Bock. Müsste er Klaus sagen. Wenn er am Mittwoch zurück wäre. (Hat er dann auch gemacht, aber Klaus hatte gesagt, bäh, mit Führern wolle er nichts zu tun haben.) Aber zurück zum Außenspiegel und zu dem, was es in dem zu sehen gibt. Und das sah nicht mehr so gut aus. Und manchmal, wenn er ehrlich war, und verdammt, ehrlich sein ist manchmal richtig scheiße, man wird schon sehen warum, also zum Beispiel jetzt, mit genau diesem Satz hier, wo nämlich nun die Überlegung ins Spiel kommt, dass selbst die ziemlich heruntergekommenen wie auch selbstbewussten Nutten an den Raststätten osteuropäischer Fernstraßen einen gewissen Ekel nicht verbergen konnten, wenn sie seinen freilich seltener werdenden Auftritten bei ihnen beiwohnen mussten. Also Oldham hätte das so jetzt nicht formuliert. Aber gespürt, so in zwei Schichten dazwischen, gespürt hat er es schon irgendwie. In seinen eigenen Worten: „da stimmt etwas nicht!“ Was auch immer es war, es reichte, um ihn zu verunsichern. Und verunsicherte Menschen taugen nicht nur zu nichts, schlimmer noch, sie werden unsicher. Das meint jetzt nicht den Straßenverkehr an sich. Der war unproblematisch. Oliver hatte sehr schnell gelernt, dass jeder LKW-Fahrer sich die Fähigkeit erwerben musste, beim Fahren die halbe Zeit zu schlafen. Sekundenschlaf, Zwanzigsekundenschlaf, das geht schon. Abschnitte einscannen, in denen das nicht geht, solche, in denen das sehr wohl geht, zwanzig Sekunden schlafen, Positionslichter des Vordermanns checken, Geradeausstrecke, zwanzig Sekunden schlafen, und so weiter, macht netto zwanzig Minuten Schlaf per Stunde, gesund ist das nicht, aber was soll man machen, bei den geforderten Lenkzeiten, und wir reden nicht von den legalen, selbstverständlich nicht. Nein, diese gewisse Unsicherheit bezog sich ehr auf den Moment brüllender Vorgesetzter, wenn das halb verwesene Fleisch bei der Ankunft ganz verwesen war und nun mühsam um deklariert werden musste. Der junge Oldham hätte noch gesagt: „Stau bei Salzburg, Stau in Zagreb, Baustelle in Skopje, da muss der Scheiß ja verwesen. Also fick Dich!“ Oder wenigstens gedacht. Der alte Olderstedt sagte (und dachte) gar nichts mehr.

Doch, dachte schon etwas. Aber etwas in der Art von „kann man nichts machen.“ Seine Chefs aber verwechselten das mit „der kann nichts machen.“ Hatte das etwas mit dem den Gravitationsgesetzen gehorchendem Gesicht des Probanden zu tun? Wahrscheinlich schon. Olderstedt dachte: „wenn ich, der ich mich doch eigentlich lieben sollte, mein Gesicht so widerwärtig verschlissen finde, wie widerwärtig werden es erst alle anderen finden.“ Und so war es.

Und dann war da auch noch etwas anderes. Vorsichtshalber wäre nun nämlich hinzuzufügen, dass Oliver seine Abende an den vom steten Lärm der Globalisierung durchzogenen Autobahnhöfen mit ihrem sehr spezifischen Odeur hoffnungsloser Ausgesetztheit und stumpfer Einsamkeit so gänzlich frei von jeder Romantik einfach nicht ertragen konnte, wie es rein professionell gesehen erforderlich gewesen wäre. Und um also sich selbst eine kleine Prise dieser ersehnten Romantik zu verschaffen, ging unser Held auf seinem nunmehr dritten Karriereweg mehr und mehr dazu über, sich mit einer stetig steigenden Dosis mehrerer Kurzer fragliche Abende zu versüßen, was auch zu einer wenn auch nicht alleinigen, so doch von einer gewissen Plausibilität durchwehten Erklärung für die widerwärtige Entstellung der Gesichtszüge beitragen mag. Natürlich ganz abgesehen von der prinzipiellen Fragwürdigkeit solcher Verfahren. Olderstedt sagte sich mehr als einmal beim morgendlichen Anlassen der schweren Dieselmachine, deren Vibrationen seinem Kater gar nicht gut taten, wie probat doch ein Priester, ein Lehrer, ein Rechtsanwalt durchs Leben kämen. Man würde sich den Schlips binden, etwas zusammenreißen, müsste jedenfalls nur sich selbst und keine Kraftmaschine führen und würde trotz der gehörigen Portion an Träumen und vergeblicher, abendlicher Phantasien ganz gemessen den Fährnissen des Daseins trotzen können. Dachte Olderstedt, obwohl, mal ganz ehrlich, Priester kannte er nur, bevor er zwölf wurde, Lehrer nicht viel länger und Rechtsanwälte zum Glück gar nicht. Und immer saufen konnten die ja wohl auch nicht. Machte er ja auch so. Also jeden zweiten Abend auslassen. Aber weil dann jeder zweite Abend so besonders öde und fade wurde und der Morgenkater, sagen wir mal so, sich flexibel einen Anpassungsprozess aneignete, der ihn annähernd berechenbar machte, konnte man mit etwas Wohlwollen das Ganze auch unter „Lebensstil“ verbuchen. Nicht unbedingt vom Arzt empfohlen, aber Ärzte sind ja ohnehin nicht gerade für ihr Mitgefühl bekannt. Und so war das eben, so lebte er eben. Fahren. Da sein. Schnell. Fleisch knapp vor seiner Verwesung (nicht seiner, der des Fleisches) irgendwo hin bringen. Obwohl, da konnte man schon drüber nachdenken. Also welches Fleisch da schneller verweste. Auch lebendes Fleisch kann ja irgendwie verwesen, oder? Es stinkt nicht SO, aber stinken tut es auch ziemlich grässlich, nur anders. Weniger penetrant vielleicht, aber nachhaltig im sogenannten Gemüt der Person a.k.a. des Protagonisten, der hier stellvertretend für uns alle seine Arbeit tut. Dem erfahrenen Leser ist das natürlich klar, bei Olderstedt war es aber wieder einmal eher eine schwache Intuition als eine intellektuelle Erklärung für eine frappierende Parallelität. Oder wieder in seinen eigenen Worten: „Das Fleisch macht das Fleisch bekloppt.“ Also tief unten in ihm gab es vage Gefühle, und auch um diese zu bekämpfen gab es die vielen abendlichen Kurzen. Sein Arbeitgeber würde das so auch nicht sehen und formulieren, sein Arbeitgeber ist selbstverständlich auch viel blöder als der Leser hier. Was sein Arbeitgeber aber sehen und sagen würde, wäre, dass es so selbstverständlich nicht gehe. Und das sagte er dann auch. Erst mal so als Drohung. Aber das sagen sie ja immer: wenn Du nicht schneller, smarter und jünger wirst, schmeißen wir Dich raus. Wenn

ein Stau kommt, auf der Autobahn oder in Deinem Leben—drüber fliegen, umfahren, egal, Du löst das Problem, wenn nicht, bist Du ein Teil desselben. Alles ist an Dich delegiert, und wenn Dir dieser Druck zu groß wird, delegieren wir Dich weg. So weit kam es aber gar nicht. Wie so oft in dieser Gemengelage übernahmen höhere Mächte in Form des Staates, vertreten durch „zwei Bullenschweine“ (Olderstedt) die weitere Regie, was zu einem ziemlich abrupten Ende der Berufstätigkeit des lieben Olderstedt führte, und das Ganze geschah ausgerechnet als er, zum Halten gezwungen, auf seiner selbst finanzierten Anlage gerade „Under my thumb“ anwählen wollte, die alte Hymne also. So was denkt sich doch keiner aus, oder? Oder doch? Nein, das gibt's nicht, aber genau so war's. Und vier Tage nach seinem neunundfünfzigsten Geburtstag. Mensch, diese schlappen sechs Jahre wär er doch noch locker mit seinen Schweinehälften durch die verrinnende Zukunft gezockelt, aber selbstverständlich auch etwas besoffen, sein Hirn hatte sich doch schon lange drauf eingestellt und die paar banalen Handgriffe der Gegenwart hatte er auf Kommando parat, aber all das sollte nun nicht mehr gelten, und mit diesem endgültigen Hexenzertifikat im Hintergrund, genannt „Trunkenheit am Steuer“, also da gab es wirklich keinen einzigen, letzten Winkelzug mehr. Da musste er gar nicht zu alt für den Arbeitsmarkt sein, so oder so war er endgültig erledigt. „Done“, wie der Brite sagt. Und Olderstedt sagte sich, entweder ich schlitze mir die Kehle auf, oder ich schaffe mir einen Hund an. Zum Glück für den weiteren Fortgang der Geschichte hat er sich für letztere Variante entschieden. Was uns endlich zu einer Art Anfang führt.

Und es war Liebe auf den ersten Blick. Nicht unbedingt für Homer. Seine Version kennen wir ja schon in groben Zügen. Aber Oliver, er war „trunken vor Liebe“. Eh, so einen Scheiß hätte er früher nie, never ever von sich gegeben, natürlich nicht, jetzt aber hörte er sich genau das sagen, und zwar zu seinem Kumpel Klaus. Und Klaus tippte sich natürlich im „Krähenden Hahn“, also da, wo sie in letzter Zeit öfter mal ihren Restalkoholgehalt im Blut wieder auffrischten, behutsam natürlich und ihrem vorgerückten Alter entsprechend mit der gebührenden Andacht, Klaus also tippte sich an die Stirn und rollte vielsagend die Augen, mit dem glasigen Blick desjenigen, dessen Ahnung von einem umsonst gelebten Leben in letzter Zeit an Kontur und Bedrohlichkeit zugelegt hatte. „Trunken vor Liebe, Du hast se wohl nich mehr alle!“ – „Und das weg'm so'm Scheißvieh!“ Das besagte Scheißvieh, in Oliver's Augen ein Adonis, ein wunderbar elegantes Tier, eine Komposition aus Muskeln, Sehnen und schwarz glänzendem Fell, eine beinah göttliches Geschöpf, eine Pracht, die er sinnlich zu nennen sich nicht schämen würde, blickte derweil gelassen im Fluidum der Allversöhnung aus seinen sanften, braunen Augen in den tabakvernebelten Schankraum und stand erkennbar so über den Dingen, wie man nur eben stehen kann. So jedenfalls sah es Oliver (Homer hätte eventuell zugestimmt). Mal im Ernst, Oliver hatte sich in letzter Zeit eingestehen müssen, dass er Hundemäßig bis jetzt doch so einiges versäumt hatte. War er in seinem früheren Leben einfach nicht gekommen, also auf den Gedanken mit dem Hund. Und nun, musste man sagen, konnte man sich schon fragen, was er denn von Irene bis Dunia via Helga eigentlich gewollt hatte, wenn jetzt...., aber das könnte man falsch verstehen. Und das wollte er nun auch wieder nicht, also auf diese Weise falsch verstanden werden. Und trotzdem war es so, wie sollte er's sagen? Ah, ganz egal, der Hund war sexy! Und es war auch verdammt sexy, sich als Besitzer dieser Kreatur aufspielen zu können, was Oliver natürlich ständig dementierte. „Wenn Ihr denkt, ich mach mit Homer den dicken Maxe, habt

Ihr Euch aber geschnitten“, diesen Spruch hatte er eine Zeitlang als Hit-Single drauf. Na gut, Besitzerstolz war das eine, das andere war die unbestimmte Freude an der Unbändigkeit der Existenz an sich, etwas, das man selbst schon lange verloren hat. Wenn Oliver mit der großen, schwarzen Dogge durch die Straßen lief (er war noch nie in seinem Leben so viel herumgelaufen wie in letzter Zeit) dann überwältigte ihn manchmal das Gefühl, dass die vielen bewundernden Blicke von dem Hund auf ihn übergehen könnten, und warum auch nicht. Der Hund war schön, ganz sicher, und er war jeden einzelnen Blick der Bewunderung wert, aber er, Oliver war der Gebieter, und auf einem Wort von IHM waren Pfoten, Rückenmuskulatur und der Perlkranz der Zähne im Raubtiermaul gebändigt und sanftmütig. Und umgekehrt, na klar. Also im Prinzip waren es SEINE Muskeln, SEINE Sehnen, seine verlängerte Männlichkeit (an der Leine), fast eine fleischgewordene Phantasie an Jugendlichkeit, Kraft und Vitalität. Eigentlich viel besser als die erotischen Projektionen, die man auf Frauenkörper verschwendet und die ja sowieso immer eine Blase bilden, die schneller platzt als man hinschauen kann. Das hier hingegen war das wahre Ding, nichts weniger, als die erotische Projektion seiner selbst. Warum also Umwege gehen? Der Hund war jetzt sein Verstärker, seine Bühne, sein Schall und Wahn und Feuerzauber, die Lichterscheinung seines zu früh gekommenen Greisenalters, sein alter ego, das endlich Raum greifen konnte neben seinem alten Ego, und dieses auf eine Weise ersetzte, von der Oliver ahnte (aber durchaus nicht wusste), dass dadurch ein besserer, vielleicht sogar gesünderer Weg beschritten sein könnte, auch wenn sich beim letzten Gedanken ein haarsträubendes Gefühl einschlich.

Oder war er vielleicht mit seinen Lobhudeleien zu weit gegangen? Ab und an gab es da so gewisse Momente der Irritation. Und was Oliver beinah von Anfang an gestört hatte, das war, nun ja, offen gesagt, die Diskrepanz zwischen seinen Phantasien und dem Verhalten des verehrten Geschöpfes. Vielleicht müsste man das mit den Projektionen noch mal analysieren und neu bewerten. Eines Tages. Klaus hatte er die Sache so erklärt: „der iss manchmal so wie der Elefant mit der Maus, wusste“. Das machte ihm schon zu schaffen. Da gibt es diesen Traum von geschmeidigen Muskelbändern und anschniegbarer Hundekehle (und wie gut so ein Fell doch riechen kann, man möchte sich glatt in ihm vergraben), und dann ist dieser Kerl doch genauso ängstlich und feige wie man selbst. Da kann man schon ärgerlich werden, da darf man sich schon fragen, wovor er denn Angst hat, verflucht nochmal. Er, der vor Kraft strotzt, und auf einen Wink hin alle meine Feinde töten könnte! Obwohl, auf dieser Ebene klappte das sowieso nicht so recht mit den Befehlen, und Olderstedt wusste natürlich, dass solche Befehle eh illegal und schon der Gedanke an sie übergriffig waren, und nachdem er schon seinen Führerschein an den Staat verloren hatte, wollte er nicht auch noch seinen Hund verlieren. Außerdem hätte es ihm schon gereicht, wenn der Hund öfter mal die Zähne gefletscht oder den Nachbarn an die Wand gestellt hätte; da hätte man ihn natürlich zurückrufen können, und das hätte man natürlich auch so gemacht. Aber so: null Drohpotential, das Vieh war sanft wie ein Lamm. Und dann war damit auch die trunksüchtige Liebesphase beendet. Dahin war er gegangen, der Zauber. Schon wieder. Also doch. Immer geht das so. Das nervt. Immer dieselbe Flugbahn nach unten. Noch schlimmer, Homer wurde frühzeitig alt. Vielleicht hätte Oliver jemand sagen sollen, dass große Hunde schneller altern. Vielleicht hätte ihm auch jemand sagen sollen, dass ein schwarzes Fell graue Haare noch extra betont. Auf alle Fälle, dachte Oliver, und bei diesem Gedanken kam ihm

wirklich die Galle hoch, hätte man ihn unbedingt hinweisen müssen auf den grässlichen Geruch, der sich mit den Jahren in den Schlünden Fleisch fressender Tiere entwickelt, und dabei in der Lage ist, nicht nur heruntergekommene Wohnungen altersarmer Absteiger zu verpesten, sondern auch den ganzen Kosmos einst hoffnungsfroher Liebe zu zersetzen und den einst Liebenden in die Hölle einer stupiden, ereignislosen, verrottenden Gegenwart zurückzustoßen. Und trotzdem, trotz all dieser Schrecken und bitteren Enttäuschungen musste es ja weitergehen. Dann eben als Banalität, als Normalfilm.

Und in diesem Sinne war Oliver auf diesen Tag, auf diesen Morgen relativ schlecht vorbereitet.

Und dann war dieser Morgen auch tatsächlich in seiner Gegenwart angekommen, und diese sollte sich diesmal nicht als ereignislos erweisen. Mit der Klage über die Gleichförmigkeit und Ereignislosigkeit ist das ja so eine Sache. Auf der anderen Seite lauern die antizipierten Schrecken der Katastrophe, als da sind Krankheit und Tod, um gleich in die vollen zu gehen. Der tausendmal antizipierte Schreck. Und wenn er dann da ist, eben nicht bloß vorgestellt, sondern nackt und roh und tatsachenerprobt, ohne jede Rücksichtnahme auf etwaige Befindlichkeiten, da, gell, kann einem die Satire schon mal im Hals stecken bleiben. Freilich, das wusste unser Oliver an besagtem Morgen noch nicht. Stattdessen war er mal wieder nichtsahnend mit sich selbst beschäftigt, und dies auf eine erschreckend profane Art und Weise, während sich nur wenige Meter entfernt existentiell bedrohliche Situationen zu finalen Dramen entwickelten. Oliver, anders lässt es sich nicht sagen, hatte am Vorabend trotz restriktiver ökonomischer Umstände etwas über die Stränge geschlagen, trotz seines inzwischen unangenehm vorgerückten Alters (unbestreitbar auf 10 % der zu erwartenden Gesamtlaufzeit), und befand sich daher allerdings in einem sedierten Zustand aufkeimender Verzweiflung, der nur allzu bekannt war. Um es mit der Uhr zu sagen: im Mund ein unbestimmt fauliger Geschmack, der Blick zum Wecker – 8:15 Uhr. Danach unruhig eingeschlafen. Etwas später, ein dezidiertes Kribbeln im rechten Arm, der sich zugleich anfühlt wie ein nasser Putzlumpen, 8:40 Uhr. Wieder eher schlecht eingeschlafen, plötzlich heftiges Ziehen im Magen, 8:55 Uhr. Allgemeine Alarmstimmung bezüglich eines neu hereinbrechenden Tages inklusive instinktiver Fluchtversuche in die Gnade neuerlichen Schlafs. Kurz die Wasserflasche zum Trinken angesetzt, Fenster auf, trotz des Krachs von der nahen Autobahn, dann tatsächlich nochmal eingeschlafen. Schleichend dann neu herangeweht das Gefühl der Katastrophe und das Wiehern des Pulses im Ohr, 10:10 Uhr.

So weit war er da an diesem Morgen schon gekommen, und es war in etwa wie immer, das übliche Programm: „arbeitsloser Rentner“ im Übergang zum „Armuts-Gefahrenbereich“, auf alle Fälle aber – Restalkohol. Nun ja, denkt sich unser desillusionierter Alte schließlich tapfer, „werde ich wohl einen neuen Tag zum neuen Tag erklären müssen.“ Und munter auf! Und auf! Dass da schon etwas nicht stimmte war ihm nicht gleich klar, näherte sich aber schrittweise seinem Bewusstsein an. Irgendwie war dieser Morgen trotz Autobahn und Kindergarten in der Nachbarschaft mit dem üblichen Kindergebrüll zu ruhig, definitiv zu ruhig. Ah ja, ist ja gut, er hatte sowieso schon ein permanent schlechtes Gewissen wegen seines rücksichtslosen Langschlafens, er wusste nur zu gut, dass der Hund raus wollte, mit jeder vorrückenden Viertelstunde umso dringlicher, er aber ignorierte das, und zwar mit einem im Halbschlaf zunehmenden Ärger auf den Hund. Er ignorierte dessen Gewinsel und

das Scharren auf der Reisstrohmatte mit den vielen Brandflecken, er hatte schließlich seine Morgenneurose mit Zwangsschlaf zu therapieren, punkt um. Oft also wurde es Mittag, bis der Hund mit entsetzten Blicken sein Wasser abschlagen konnte, unter den ebenfalls entsetzten Blicken der viel zu früh fett gewordenen Mütter in Begleitung ihrer frühreifen und ebenso fetten Nachwuchsbemühungen, da, auf dem gelblich ausgebleichten Rasen vor ihrer Mietskaserne, wo sie ihr Los nun mal alle zusammen einbestellt hatte. Aber zurück in Olivers Wohnung und deren tückische Ruhe. Da war eine gewisse Abwesenheit spürbar, da war etwas im Gewebe der Welt verrutscht, da konnte man noch so fest und lang geschlafen haben wie man nur wollte, verrutscht war es trotzdem.

Als Oliver dann schließlich in die Küche kam sah er diesen schlafenden Hund, Homer, seinen guten, alten, treuen Gefährten, ja „Gefährten“, auch wenn Klaus sich bei diesem Wort immer an die Stirn tippte, wie ihm gerade einfiel. Was ihm dann aber einfiel, oder sagen wir besser: auffiel, war, dass sein Hund in dieser Situation aussah wie eine achtlos übereinander geworfener Haufen alter Stoffreste, wie ein paar schwarze Pelzmäntel aus dem letzten Jahrhundert, von irgendjemand vergessen und bedenkenlos liegengelassen. Selbst da war er noch zu blöd und zu verkatert, um die wahre Lage zu erkennen. Es waren dann aber die Augen, die so unnatürlich weit offen standen. Nämlich die Sache mit der Spiegelung. Er spiegelte sich in ihnen, er betrachtete sich selbst in ihnen. Er ging also um diese stoffliche Ablagerung herum und sah in ihre leblosen, offenen Augen, in denen sich sein eigener, fassungsloser und dümmlicher Blick spiegelte. Und dann drang es schließlich zu dem vor, was man das Begreifen nennt. „Homer ist tot“ Er stützte sich mit seiner fleischigen Hand an der Tischkante ab, er besah sich da die Schwielen, er atmete schwer von der Enge in der Brust und aus seiner Kehle schien etwas hervor zu gurgeln, und das hörte sich an wie Lachen und Weinen zugleich, wie die Verdichtung der Weite in das Unbegreifliche.

Und dann schälte sich aus diesem sonderbaren Laut etwas heraus, das war wirklich ein heißeres, kehliges Lachen. Wie skurril die Welt werden konnte in diesen Momenten, die es in sich haben. Das hier war definitiv einer, und zwar einer von der Sorte, die einem selbst überfallartig begreiflich machen, wie armselig, unbegründet, hilflos, rührselig und weinerlich die eigene Klage ist angesichts dem hier. Pah, eine Morgendepression, so so, die hätte er sicher gern eingetauscht gegen die vollendete Tatsache in seiner Küche, vielleicht so als kleinen Gegenbeweis. Oliver lauschte der Stille, das Lachen hatte abgeebbt. Jetzt nickte er mit dem Kopf, auf und ab. Der Tod war eingezogen in sein Haus. Zum Glück erst einmal, um ein Exempel an seinem unmittelbaren Mitgeschöpf zu statuieren. So gesehen, „noch mal knapp gut gegangen“, sagte sich Oliver, schauernd, seufzend, schon beinahe angewidert. Zuletzt siegt ja immer der Pragmatismus des Lebens. Oliver (mit Blick auf den Kadaver) machte sich einen Kaffee auf seiner asthmatischen Kaffeemaschine und schnitt sich zwei älthche Brötchen auf, die er (mit Blick auf den Kadaver) sorgfältig mit Salami belegte. In so einer Situation muss man sich Mut anessen, sagte er sich, und ging in Gedanken der mahlenden Bewegung seiner Zähne nach, schon unbewusst am Vorverdauen, dann so nach und nach in eine Phase geratend, die man als Grübeln bezeichnen könnte, schließlich ins klare Licht der Zukunftsplanung kommend. Doch leider, so klar war deren Licht gar nicht.

MYRIEL

Jeden Tag musste man wieder einzeln begraben. So ereignislos war das. Fand Myriel. Ja, sie hatte einen Fehler gemacht, mehr, eine ganze Kette von Fehlern. Aber wann hatte das begonnen? Und war das nicht auch anmaßend, dieser vorschnelle Schluss, wo sie doch noch fünfzig, sechzig Jahre vor sich hatte, beim derzeitigen Stand der Medizin, wer weiß, wenn sich die Medizin entwickeln würde, vielleicht auch achtzig oder sogar hundert. Entsetzlich, diese Vorstellung. Bis zur Folter gedehnt und vergrößert, all diese nutzlose Zeit aus Langeweile und störrischer Beharrung, diese schiere Masse an Banalität, Belanglosigkeit und frühzeitiger Depression. Die Weichen gestellt, die Würfel gefallen, so war das doch. Wie viele Brote waren noch mit Butter zu beschmieren, wie viel Vorfreude auf Sonntage, die dann doch enttäuschten, vielleicht gerade wegen dieser unsinnigen Vorfreude, wie viel von dieser ganzen Vergeblichkeit sollte da noch kommen und die Zukunft zu einer immer gleichen, glatt geschliffenen Gegenwart machen? Aber das war ja undankbar! Myriel war schließlich jung und schön, obwohl, schön? Vor dem Spiegel blieb sie immer ungewissen Gefühlen überlassen. Vor ein paar Jahren war das noch anders gewesen. Da hätte der Spiegel sein Fett abbekommen. Da wäre der Spiegel schuld gewesen. Da hätte sie gesagt, dass so ein Spiegel nichts weiter sei als der blanke Widerschein der Konvention, zurückgeworfen in einem falschen Licht verordneter und falsch verstandener Normen. Aber damals war sie auch noch ein anderer Mensch gewesen und hatte in sich noch das Beharrungsvermögen des eben erst auf die Welt gekommenen Individuums gespürt. In dem Alter, in dem das Bewusstsein seine Geburt feiert, so zwischen zwölf und dreizehn. Dieser ganz schmale Korridor aus Vision und Trugschluss, in dessen schlecht ausgeleuchteten Ecken ungeahnte Gefühle aus Allmacht und Ohnmacht sich vage ausbalancieren. Etwas, das die Erwachsenen als Pubertät denunzieren, nur weil sie es nicht mehr verstehen können. All die kostbaren Momente des Erwachens zum Beispiel. Produktive Unsicherheit. Myriel fand diese Erwachsenen mit ihrer Erwachsenenwelt einfach unsäglich blöd, durch und durch simpel strukturiert. Nun war sie auch blöd! Und das in diesen wenigen Jahren. Was nur hatte sie so schnell gebeugt und aufs Rad geflochten? Oder hieß das „unterm Rad“? War das „Peter Camenzind“? Ja, sie hatte Hermann Hesse gelesen, das war peinlich, das waren Bücher für ihren Vater, den man aus Gründen, die hier keine Rolle spielen sollen, ganz gewiss nicht ernst nehmen konnte, aber irgendetwas, irgendeine Seite (oder sogar Saite) in ihrem Wesen war davon gleichzeitig angewidert UND angesprochen. „Aufs Rad geflochten“ war schon eine komische Ausdrucksweise, oder? Hatte aber etwas in seinem Singsang, von dem sich erahnen ließ, dass da ein farbiger Hintergrund existieren könnte, eine Aufladung mit Bedeutung. Heute wusste sie, wie das funktioniert, und dass der dunkle, ungewisse Hintergrund gar nicht so geheimnisvoll ist wie er tut. Man ist ein Opfer und fühlt sich als Opfer ganz wohl, in der Obhut der alten Folterknechte, der Antreiber, Besserwisser, abgeschliffenen Lebensschleifer, die sich jederzeit aufspielen und Zuneigung und Taschengeld portionieren. Das würde man mit Myriel aber nicht machen, sie würde sich nicht brechen lassen. Auch und gerade nicht von diesem lächerlichen

Hippie-Vater mit seinen Hesse Büchern, seinen unbestimmt vagen Ansichten, seiner Vorliebe für diese grässliche Musik, diesem Ritual aufjaulender Gitarren unter dem Dreschflegel mäßig begabter Schlagzeuger. „Eine Ästhetik des Orgasmusproblems“ sei das, hatte die dann vierzehn Jahre alt gewordene altkluge Tochter ihrem stumpf werdenden Vater erklärt. „Das klingt so, als sei es stets drei vor zwölf und könnte nie zwölf werden. Das ödet mich an!“ Der aber nahm es gleichmütig hin und zeigte weder Richtungswechsel noch sonstige Regung an; scheinbar war es ihm ganz recht, dass es nie zwölf wurde. Was für ein Blödmann! Kein Wunder, dass dem alten Mann die Frau davongelaufen war (obwohl, das mit dieser Frau war noch unerträglicher, also kein Wort darüber!) Man musste es einfach mal mit anderen Männern probieren, allein schon deshalb, weil ihr Vater natürlich der plumpen Natur der Väter gemäß von nichts anderem sprach und seinen Besorgnissen auf diesem Feld freien Lauf ließ. Ah, das kennt man ja zur Genüge. Diese verkappten Eifersuchtsdramen alter Männer, die in ihren Töchtern eine Umkehr der Zeit, also nichts weniger als die Ex-Jugend ihrer Ex-Frauen sehen und dann sich also rückwärtig vor Eifersucht verzehren, wenn ihre wieder wundersam jung gewordene Frau entsprechend junge Artgenossen (also Rivalen) in ihren Umkreis einbezieht. Das hatte Myriel selbstredend flugs durchschaut und sich als Provokationsmotiv zunutze gemacht. Aber, um ehrlich zu sein, mit Joe und Casper und Hakan und Xavier, sogar mit Paul, von dem sie kurz glaubte, in ihn sei sie nun echt „verliebt“, lief es nicht besonders gut. Dass die Jungs grob oder ungeschickt oder beides, in jedem Fall aber sowohl vorschnell als auch vorlaut waren, na, das konnte sie noch irgendwie einsehen, schließlich, es waren Jungs, was sie aber wirklich störte, das war das Gerede danach. Die Pläne, die sie sich für ihr Leben machten, in denen sie (also Myriel), mal mehr, mal weniger vorkam. Da war nämlich auch schon alles integriert. Diese Herren eigneten sich gar nicht zur Provokation, die waren auf ihre Weise genauso vorbestimmt und fremdgesteuert wie ihr verehrter Erzeuger.

Dagegen stand ihre unstillbare, unbestimmte Sehnsucht, nur, das Problem verbarg sich in dem Wort „unbestimmt“. Myriel spürte ganz deutlich diesen Wunsch nach etwas, von dem sie aber einfach nicht wusste, was es war. Manchmal dachte sie sogar, dass das Sehnen umso stärker war, je weniger sein Ziel formuliert werden konnte. Das war ziemlich entsetzlich. Zu der Zeit ließ das, was die lebenden Mumien „schulische Leistung“ nennen, vernehmlich nach. Wozu die Ziele der Französischen Revolution sich aneignen, wenn man seine eigenen nicht kennt? Wozu Englisch lernen, wenn man sich muttersprachlich nicht recht ausdrücken konnte. Und dann fing Myriel auch damit an, ziemlich häufig ziemlich viel zu trinken, damit vielleicht manchmal spät in der Nacht endlich eine Idee als Gedanke von der Großhirnrinde auf die Zunge zu springen begänne, und tatsächlich, tatsächlich, irgendetwas zuckte in ihrem Finger, und sie nahm schnell einen dieser Faber Stifte in die Hand und brachte solche Sätze zu Papier, die alle so ähnlich anfangen wie „manchmal, wenn ich ungeahnt mich halb verloren in der Nacht wieder finde, denke ich, dass ich....“, aber weiter kam sie nicht, und auch, wenn sie dann noch einen Schluck trank, und noch einen, kaum sehr viel mehr als vielleicht noch „in etwas begeben müsste, das mich....“, aber danach war Schluss, und am nächsten Morgen, an dem sie Unwohlsein, Krankheit oder Depression vorschützte, sah sie sich das nochmal an und warf es ansatzlos in den Müll. Was nichts daran änderte, dass sie es ein paar

Abende später, oder, schlimmer noch, gleich am nächsten Abend, ausgerüstet mit den gleichen hochfliegenden Plänen und den gleichen schwachen Waffen von neuem versuchte. Und dann, nach einer langen Periode der Qual, sah sie schließlich ein, dass sie nicht in der Lage war, ihrer Sehnsucht einen Namen zu geben und den Weg dorthin beschreiben zu können. Es gab nichts, was sie sagen konnte, nichts, was man klären könnte, niemanden, zu dem sie sprechen wollte. Sie war: nichts! Ihr Wesen wesenlos, ihr Ego ohne Bedeutung. Ein Ego neben sieben Milliarden anderer Egos. Oder waren es schon acht? Geboren, um zu sterben, wie alle. Nein, ihr Vater war nicht religiös, höchstens seine endlosen Gitarrensolos, also, die, die er abends immer hörte, zusammen mit dem Wein, und beides machte ihn bedauerlich rührselig. Und seine Tochter hatte er auch nicht religiös erzogen. Also begab sich Myriels Verzweiflung auf ein anderes, eher säkulares Plateau, und sie beschloss, dass angesichts dieser ganzen Weg- und Phantasielosigkeit nur eine Konsequenz möglich wäre, nämlich die, ihre bildungsbürgerliche Karriere zu beenden, bevor diese überhaupt beginnen könnte. Gegen den unvermutet erbitterten Widerstand ihres vermeintlich apathischen Erziehungsberechtigten ging sie von der Schule ab, in der Annahme, etwas Erholung von sich und der sie umgebenden Zeit könne nicht schaden. Aber hier gab es ein kleines Problem.

Man hatte Myriel zum ersten Mal in ihrem Leben gekündigt. Zum ersten, nicht zum letzten Mal. Ausgerechnet der latent von ihr verachtete, weiche, viel zu weiche Hippie-Vater, ihr eigener Erzeuger, dem man eine solche Rolle kaum je hatte zudenken können, dieser weinerliche Relativierer, er hatte sie, ja wirklich: vor die Tür gesetzt. Sich sogar zu der einen und anderen Unverschämtheit hinreißen lassen. „Ich habe Dir alles gegeben, was möglich war.“ So ein Schwachsinn in dieser Art. Oder: „Allein sein ist eine Kunst, die man nie früh genug lernen kann.“ Bei diesem Satz allerdings blieb Myriel der Mund offen stehen. Wo hatte der denn so was her? Das hatte sie ihrem fad und fett gewordenen Vater nicht zugetraut, diese Kaltschnäuzigkeit. Aber na gut, alter Sack, fick Dich, zusammen mit Deiner Schallplattensammlung! Wer besitzt denn sowas noch, Meter an Meter in Buchrückenoptik, schön in Reih und Glied. Soll er in Zukunft doch ohne ihre nörgelnde Begleitung Abend für Abend eine Erinnerung aus dem Regal ziehen und sich am Sentiment besaufen. Myriel dagegen begab sich ins wirkliche nightlife.

„Je kürzer der Rock, desto höher das Trinkgeld“, sagte Lars, ihr erster Chef, und nahm das dann auch zum Anlass, seine „Mädchen“ quasi für lau laufen zu lassen. Und in diesem ersten Job war „laufen“ kein Euphemismus für Anrührigkeiten, hier hieß es jeden Abend Kilometer um Kilometer von der Küche, von der Bar zum Gast und wieder zurück. Und Trinkgeld war alles, Festgeld dagegen fast nichts. Im Bedarfsfall konnten die Röcke ja noch kürzer werden. Die Kunden schienen das mehrheitlich im Prinzip ähnlich zu sehen, und Myriel sagte sich irgendwann, wenn dieses Prinzip schon so vorherrschend sei, könne man genauso gut auch dessen Geschäftsgrundlage erweitern, und zwar so, dass es ökonomisch eine andere Dimension bekäme. In dem dann folgenden Tätigkeitsbereich war sie mit abseitigen und obskuren Phantasien beschäftigt, die originär nicht unbedingt ihre eigenen waren, aber doch dazu beitrugen, ihre prinzipiell gutmütige und optimistische Einstellung ein für alle Mal gründlich zu relativieren. Nein, darüber wollte sie nicht reden und wir respektieren das natürlich. Deshalb auch der sehr diskrete

Unterton an dieser Stelle. Obwohl, wir haben Myriel erklärt, dass jeder Leser auch ein bisschen Voyeur ist und das gewissermaßen nachverhandelt, und wenigstens, so viel darf man jetzt sagen, sie hat sich damals zu ihrem eigenen, eigentlich unsagbaren Erstaunen auf das Feld der Unterwerfung spezialisiert, und da, freilich, gab es reichlich Kundenwünsche, und auch tatsächlich ausgefallene. Die, die sie am Halsband durch ihre muffigen Wohnungen führen wollten, waren da eher noch die Konventionellen. Da gab es schon noch andere Kaliber. Da wurden Gelegenheiten inszeniert, die man mal rührselig, mal versponnen, meist aber sadistisch nennen konnte. Immer war sie die Puppe aus Fleisch, an der man Aggressionen experimentell ausleben durfte, man konnte sie würgen, fesseln, verdrehen oder in eine sonstige Folterposition bringen. Danach tat die betuchte Kundschaft so, als sei nichts gewesen und band sich ihren Schlips wieder um. Myriel war immer wieder erstaunt, wie sehr diese meist schon etwas grau melierten Herrschaften ihr Erscheinungsbild kontrollieren konnten. Fast immer gingen sie, wie sie kamen: distinguiert. Mit ihrem Obolus, der allerdings sehr reichlich sein konnte, hatten sie nicht nur die Sklavin bezahlt, sie hatten sich vor allem auch eine Art inneren Ablass gekauft. Ablass von sich selbst und dem, was sie in der Zwischenzeit mit ihr veranstaltet hatten, von dem sie nämlich durchaus wussten, dass es, nun ja, nicht ganz geheuer, nicht ganz koscher gewesen war oder was auch immer. Etwas, was sie von ihren Ehefrauen nie verlangen würden und ihren Golfpartnern auch nicht erzählen könnten. Eine Scheinexistenz, dafür wurde eigentlich gezahlt. Es war auch eine Art Schweigegeld darin enthalten. Zu Anfang gab es etwas in dieser Welt der vorgetäuschten Existenzen, das Myriel durchaus faszinierte. Auch war sie sehr erstaunt über sich selbst, fasziniert von sich selbst. Hatte es früher noch die Verzweiflung über das Unbestimmte der eigenen Existenz gegeben, so war jetzt, in dieser Rolle, irgendwie alles ganz leicht. Kommandos wurden gegeben, Positionen verlangt, das Leben als Sklave, präziser, als Sklavin befreite von eigenen Entscheidungen. Endlich musste sie sich nicht mehr fragen, ob ihre Sehnsüchte echt, erfüllbar oder bloß wünschbar waren, sie konnte sich damit begnügen, die Erfüllung fremder Sehnsüchte zu sein. Wobei, da war sie sich nicht sicher, ob man diesen Neigungen hier das Attribut der Sehnsucht verleihen durfte. Vielleicht, wenn es eine Sehnsucht nach kriminellen Handlungen gäbe. Und obwohl ihr Einkommen sehr steil anstieg (tolles Penthouse, Markenklamotten en masse, all inclusive auf den Malediven, um ein paar Stichworte zu geben) stieg auch gleichzeitig das Gefühl der Beklemmung an, und zwar auch steil. Woher bloß kam all dieser Hass, was machte diese Menschen zu erbitterten Feinden des Frauenkörpers? War es, dass diese Männer keine Frauen sein konnten? Das allerdings würden sie niemals werden. Welche hormonelle Geisel der Natur trieb diese Kreaturen zu ihren Phantasien an? Man hätte sie fast bedauern können, dafür, dass sie ihren abseitigen Wünschen so ausgeliefert waren, aber soweit ließ es Myriel auch wieder nicht kommen. Und dem stand auch die maßlose Eitelkeit dieser Freier im Weg.

Deren Selbstverliebtheit und grenzenloses Selbstbewusstsein überwog als letzter Eindruck immer. Wie gesagt, für Geld war alles möglich, machbar und scheinbar legitimiert. Das Geld war der eigentliche erotische Bezug. An einem gewissen Punkt wurde Myriel ihre gar nicht mal so heimlichen Komplizenschaft klar: das Geld war für beide Seiten eine Religion, mit wesentlich unterschiedlichen Vorzeichen zwar, aber die Grundsätze dieses Glaubensbekenntnis fußten auf demselben Dogma: der Gier nach

immer mehr von dem, was man nicht haben kann, der rasende Hunger des Vollgefressenen. Die Bezugssysteme als solche mochten ihren Rahmen wechseln, die Auswirkungen waren vergleichbar. Normaler Sex war genauso wenig genug wie normaler Besitz, auch wenn „normal“ natürlich nur als Kunstwort zu verstehen ist.

Und da machte Myriel einen Schnitt, zog einen Strich. Dieser Religionsgemeinschaft wollte sie nicht länger angehören. Fortan arbeitete sie als Gärtnerin, Kindergärtnerin, Messe-Hostess, Straßen-Interviewerin, Promoterin, Flugbegleiterin, Pförtnerin, Taxifahrerin, Pizzabäckerin, Tagesmutter, Assistentin des Geschäftsführers und Hundestaffelführerin bei der Polizei, das alles zusammen genommen in weniger als zehn Jahren. War das nun unstet oder bewies es eine erstaunliche Flexibilität? ; das wusste sie selbst nicht. Aber all diese Jahre waren nur scheinbar wechselhaft, denn viel zu viel blieb gleich: der schlechte Verdienst, die prekäre Situation und die perspektivische Ausweglosigkeit. Nichts davon hat sich gebessert, es sei denn, dass ein Kontinuum nach und nach zur Nervenberuhigung beiträgt. Man reagiert weniger panisch auf die Ausweglosigkeit, wenn man sie schon lange kennt. Die relativ kurze Tätigkeit als Promoterin erwies sich schlussendlich als Investition in die Zukunft und hatte, wie sagt man, für Myriel „die Weichen gestellt“ für eine längerfristige, gesicherte, grausam stupide „Existenz“. Es war ein Handelsunternehmen zweifelhaften Rufs, für das sie nun schon wieder mehr als zehn Jahre arbeitete, und jeder Seufzer in ihrem Schlaf galt dessen Wohl und Wehe, und keiner konnte wissen, wer einst früher sterben werde, sie selbst oder dieser vorgestrigte Elektronikkonzern mit seinen saudummen Werbesprüchen.

Sie war da hereingeschlittert wie in all die anderen Szenen ihres Lebens, unvermutet und scheinbar ohne eigenes Zutun, ohne Esprit, ohne Hoffnung, ohne Begleitung, abgesehen von Karl, Gustav und Anton und wie sie alle hießen, tumb im Bett und taub in der Seele, ihre Gegenstücke, wertlos wie sie selbst. In der Kantine des Unternehmens flackerte der Fernseher zu jeder Zeit, die Männer sahen Fußball, die Frauen amerikanische Sitcoms, während sie sich das Maul über den Chef zerbrachen (mit dem man schon mal ganz gern gevögelt hätte, stattdessen musste man sich von ihm ficken lassen, und das war tatsächlich ein fundamentaler Unterschied), und im Übrigen gab es das Dauerthema „Wer mit Wem“, aber davon auch immer weniger, weil ja alle ohnehin konstant müde, ausgelaugt und angewidert waren, von sich selbst, am Ende sogar von den üblichen Balzritualen. Dann gab es noch die Kochrezepte als Gesprächsthema und auf dem Niveau von Clara, ihrer besten Freundin, war es zu einem Statement verkürzt: „Mein Essen diskutiert nicht mit mir, es liegt da, sieht aus, und lässt sich fressen.“ Das war auch ein Standpunkt, und gar nicht mal der Allerdümmste. Von Zeit zu Zeit lief ein konvulsivisches Zucken durchs Unternehmen, zum Beispiel wenn die Kettenhunde in der Zentrale gewechselt wurden, was den Chef, Myriels unmittelbaren Vorgesetzten, hypernervös und noch unerträglicher als sonst schon machte, oder wenn die Entlassungswelle mal wieder einer ihrer zyklischen La-Ola-Bewegungen machte. Da traf es dann typischerweise immer die Aufsässigen oder die ganz Schwachen. Dem zu entkommen war aber gar nicht so schwer, man musste sich nur immer irgendwo in der Mitte aufhalten, gut versteckt zwischen einem netten Blick und einer braven Unauffälligkeit. Zu ihrem eigenen Erstaunen, vielleicht auch leichtem Bedauern, fand sich Myriel nicht nur mit diesen Umständen ab, mehr als das, sie traf ihre Arrangements mit ihnen, sie spielte auf der

Klaviatur des Gleichklangs, und das besser als so manch anderer. Wie sich die Zeiten doch geändert hatten! Jedenfalls, bis jetzt war alles gut gegangen. Sicher konnte man sich nie sein, das schon. Die Firma schlachtete von Zeit zu Zeit ihre Lämmer schneller, als diese sich wegducken konnten. Gründe gab es genug, jederzeit. Man war zu alt, zu krank, zu auffällig, zu unauffällig, zu wenig engagiert, zu wenig Team-fähig, in irgendwelchen Rankings zu weit unten oder zu weit oben, zu redselig oder zu schweigsam, kurz, die Drohung mit dem vorzeitigen Aus war immer wirksam. Carlos Kommentar: „Das könnte die auch leichter habbe!“ Denn es ging ja nur um die gedrückten Löhne und deren geheuchelte Rechtfertigung. Wir können leider keinen Cent mehr zahlen, weil ihr zu träge, zu blöde und zu faul seid, um uns mehr Ertrag zu erwirtschaften. Hätte Myriel gern gewusst, wer oder was sich hinter dem Wörtchen „uns“ versteckt, genauso wie Clara und all die anderen.

Apropos Clara, apropos deren Ernährungstheorie und all die andere Restlebenslust. Man musste sich beschäftigen. Genau. Du sagst es. Und also Uwe und schon wieder ein Karl, ein Maurizio zwischendurch, auch wenn sie alle aussahen wie schwangere Frauen, und nicht nur Schwangerschaftsbauch, auch Hängetitten, und das passt zu erträumten Männerkörpern natürlich wie H&M zu Prada. Aber was will man machen, was soll man sagen. Myriel (minus Hängetitten, das immerhin) sah ja selbst bereits aus wie im siebten Monat schwanger. Und das Problem war, dass keine von ihnen tatsächlich schwanger war, noch nicht mal mit einer Idee. Und Ulf, ihre neueste Neuerwerbung, trug auch keine dazu bei. Alle zusammen waren sie im gleichförmigen Singsang ihres Lebens so eingesponnen und aufgefangen, dass ihnen jetzt als größte Bedrohung das Ende ihres Leidenswegs erschienen wäre. Ein kleiner, schwarzer Fleck auf der Haut könnte zu einem heimtückischen Krebs werden, der im Zeitraffer in Lunge, Leber und Bauchspeicheldrüse dringt und das Leben in drei Monaten beendet. Na und? Scheiß drauf! Welches Leben? – Nein, lieber doch nicht! Besser ein scheiß Leben als gar keins. Aber war das richtig so?

Myriel sah sich ab und an solchen Gedanken ausgesetzt, zwischen dem Öffnen einer Thunfischdose und deren baldigem Verschwinden im Mülleimer. Das konnte unangenehm sein. Es gab dann wieder schwache Erinnerungen an ihre jungen Jahre und auch so etwas wie der Versuch einer Bilanz. Die Waage, auf der ihre Lebenssumme gemessen wird. Ja genau, das war doch eine der Lieblingsplatten ihres inzwischen gestorbenen Vaters (Lungenkrebs, was sonst), Jethro Tull, „War Child“, 1974. Seltsam, dass sie sich jetzt daran erinnert. Gar nicht mal so übel, im Abstand der vielen Jahre konnte sie sich das eingestehen. „I`ll see you at the weighing-in, when your life`s sum total`s made“. Und sie findet sich im Keller wieder, es ist ja Sonntag heute und draußen ein trüber, lustloser Tag ohne jede Jahreszeit, und sie entdeckt die alte CD wirklich noch, original vergilbt vom vielen Zigarettenrauch, und der Sänger (als Protagonist seines Liedtexts) bittet und fleht, dass die Waage für ihn spreche, dass er sein Gewicht wert sei und damit erlöst von dem Passionsspiel des Lebens in eine erdenlose, freischwebende Zukunft entlassen werde. Oder so ähnlich. Nein, das ist alles ein Scheißdreck! Versprechen auf zukünftiges Glück (Myriel war allerdings die Ironie entgangen) ist etwas für verarmte Indios im guatemalteckischen Hochland und andere verwundete

Habenichtse und für Deutschland nicht zugelassen. Es ist eine Wette auf die Zukunft, also bloß eine Wette. Besser, man ließ das bleiben, wie überhaupt die ganze Vorstellung von der Zukunft. Aber schwer ist das schon. Das Bleibenlassen. Myriel gelang es nicht immer. Übrigens, schlimm war das nicht wirklich. Und es sollte ja auch noch etwas kommen. Eine unbeabsichtigte Mittäterschaft vielleicht, eine Schuld ohne weiteren moralischen Hintergrund.

IV

SASCHA

Sascha, das wusste er auch, ist ein Mensch, dem man nicht trauen kann. Das war schon immer so gewesen, das verband ihn mit sich selbst. Beruhigend. Das war so in Ordnung. Wem sollte man schon trauen, sich selbst, den Anderen, oder doch lieber dem unbekannten Schicksal? Zweifelsfrei klappt das doch nur mit letzterem, oder? Sascha erinnerte sich immer wieder gern an eine Szene aus seiner Kindheit. Wie fast jeder beklagenswerte Mensch verfügte er über einen älteren Bruder, den er aus nachvollziehbaren Gründen übrigens leidenschaftlich hasste; immer war er nur der Zweite, wenn es um Besitz, Erkenntnis oder Ablehnung ging. Man konnte machen, was man wollte, dieser Kerl war einfach immer größer, akzeptierter, klüger und, scheiß Wort: voraus! Da hilft nur eine gewisse Guerilla-Taktik. Nun, am besagten Tag im Leben des kleinen Sascha, sitzt ihm dieser großmächtige Bruder mal wieder gegenüber am Tisch und macht so bedeutsame Wichtigkeitsgesichter, dass man ihm am liebsten sofort die Fresse polieren könnte, was aber leider nicht geht. Es muss aber doch einen Weg geben, diese vermeintliche Überlegenheit ins Lächerliche zu ziehen, so dass noch Tage später das Echo schadenfreudigen Gelächters in den Gassen nachhallen würde. Und so entsteht allmählich der subversive Gedanke, der dann so schnell zur Tat wird, dass die Idee gar nicht erst zum Denken werden kann. Es ging (erzählt Sascha) so einfach und rasch und gewissermaßen ohne eigenes Zutun. Dem alten Arschloch einen Tritt ans Schienbein verpassen! Praktisch gleichzeitig wehklagend zur Anklage übergehen! „Hänschen tretet!“ Wie schlau er aber war. Nein, blöd war Sascha wirklich nicht. Er wusste schon, er hätte auch sagen können, dass Hans tritt, aber das wäre zu billig, vor allem aber durchschaubar gewesen. Mütterchen liebt Kindchenschema, das weiß doch jedes....genau! Es funktionierte reibungslos. Sascha reibt sich beim Erzählen heute noch vergnügt die Hände. „Hänschen“ bekam von der Mutter eine erfrischend spontane Ohrfeige, dazu noch Tadel, Verweis und Ermahnung, und was das Beste war, seinen Beteuerungen, es sei doch gerade umgekehrt herum gewesen, wurde keinerlei Beachtung geschenkt, mehr noch, es wurde ihm als älterem Bruder eine Art intellektuelle Böswilligkeit zur Last gelegt, so ein infames Motiv dem goldgelockten, unschuldigen Kleinkind (DESHALB nämlich Kindchensprache!) zu unterstellen. Sascha ballte unter dem Tisch seine unschuldigen, kleinen Fäustchen. Aha, so geht das!

Eine gute Formel, leicht variiert für fast alles zu gebrauchen. Kam dann noch oft in seinem Leben zur Anwendung. Ja klar, bei den Weibern auch. Die tauschte er problemlos aus, mit der gleichen Leichtigkeit, mit der man Ursache und Wirkung verwechseln kann. Eigentlich waren sie alle nicht gut genug für ihn. Verkrampft im Bett. Neidisch. Zu evangelisch. Hauptsächlich verkrampft, wiegesagt. Manchmal auch wehleidig. Zuckrig, zickig, anbiedernd, unterwürfig, unbestimmt oder anders: fordernd, dominant, konkret, nur noch pragmatisch, ach egal, all das war ihm zu viel. Zu viel wie das ganze andere Leben auch, wer redet schon von Weibern? Eine fand sich sowieso immer, der er eine

rosige Zukunft versprechen konnte und die sich dafür flach legen ließ. Er hasste diesen Ausdruck ja schon, aber andererseits...Was die Sache mit der rosigen Zukunft betraf, da war durchaus Substanz drin enthalten. Sascha hatte sich nämlich etwas einfallen lassen. Und zwar etwas, wovon Bürgerkinder mit Apanage, Erbschaft oder Riesentaschengeld nur träumen können, den – Diebstahl! Nein, nicht die Aneignung fremden Eigentums in einem irgendwie übertragenen Sinn, wie nicht ausgewiesene Zitate, erschlichene Dokortitel oder andere Guttenbergiaden, nicht so ein verklemmter Intellektuellenkram, wenn Sascha Diebstahl sagt, dann meint er auch Diebstahl.

Und es entwickelte sich nach und nach und der Herr sah, dass es gut war. Sascha studierte damals tatsächlich noch Geologie in einem Kaff nahe des Harzgebirges und ganz gern mal nachts besoffen in seinem Passat Variant auf einsamen Landstraßen spazieren und säbelte dabei systematisch diese Randsteine aus Plastik ab, die es sowieso nicht anders verdient hatten, schließlich, Steine aus Plastik, was ist das denn für ein Scheiß? Dabei war er derart in sich gefestigt und fühlte sich so sicher, dass er sogar wendete und die Strecke zurück fuhr, um noch einmal in den Genuss der gefällten Markierungen zu kommen, deren Katzenaugen das Licht der matten Scheinwerfer in alle Richtungen warfen. Wie schön das Leben in solch abgelegenen Landstrichen doch sein konnte. In diesem Zustand milder Euphorie kam ihm dann der Gedanke, dass dieses Leben, wiewohl im Moment als ganz angenehm empfunden, trotz allem doch bitteschön aus etwas mehr bestehen könnte, als, etwas schwankend, ein zersplittertes, weißes Plastikteil zu beipissen und dabei dem eigenen Schatten zuzusehen, wie der im Mondlicht der geisterhaften Nacht Kontur warf. Also ließ er am nächsten Morgen die Vorlesung aus, er ließ auch die Dusche aus, er saß in einem nicht zu dokumentierenden Zustand mit Heringsbrötchen und lauwarm werdendem Kaffee an etwas, dass man nur mit deutlich erhöhtem Toleranzwert als Frühstückstisch hätte bezeichnen können und las verkatert und zerstreut die „Neuen Goslarer Nachrichten“. – „Deutsche Bahn muss Lagerhäuser für Kupferkabel renovieren“. Tatsächlich? Tatsächlich! „Wie der Sprecher des Bahnbetriebswerks Goslar, Heiner Brandt, gestern bestätigte, haben die ungewöhnlichen Regenfälle der letzten Zeit die Lagerräume, die sich bereits vorher in einem desolaten Zustand befanden,...“, usw. usf. Na, das war doch interessant. Dafür interessiert sich die Provinz! Und Sascha, während er sich bedächtig eine kitzelnde Fischgräte aus den Schneidezähnen holt, denkt sich so seinen Teil. Das könnte man sich unverbindlich näher ansehen. Also, ohne Vorsatz und Plan, oder, sagen wir, nur ein bisschen Vorsatz und kaum Plan, säuft er am folgenden Abend nur die Hälfte der gewohnten Dosis, ist danach nüchtern genug für das Vorhaben einerseits, andererseits mit genügend Mut für selbiges versehen, nimmt dann Kurs auf das ominöse Gebäude. Und der Rest war nichts, ein Klacks. Der Schlamm vom Berg hatte die Fensterscheiben eingedrückt, aber das wäre gar nicht nötig gewesen, die Tür stand offen wie ein überflüssiges erotisches Symbol. Und drinnen (er hatte sich gerade diesen Part als schwierig vorgestellt) lagen diese Kupferdrähte nicht etwa als riesige Rollen, auf Holzwirbel gespannt, sondern ganz im Gegenteil hübsch drapiert auf Eisengestellen, sehr handlich als Kupferknollen im Kiloformat. Kupferhanteln! Na, das sah wirklich sehr einladend aus. Sofort bedauerte es Sascha, nicht doch eine Pulle Wein mitgebracht zu haben. Diesen Job hätte man auch komplett besoffen erledigen können. Ohne Eile verlud er so viele Kupferknollen in den

Frachtraum seines Kombi (selbstverständlich mit umgeklappter Rückbank), wie dessen Tiefgang danach gerade noch übrig ließ und fuhr betont gemächlich (die Randsteine aus Plastik ließ er diesmal vorsorglich am Leben) zu seiner Studentenbude mit angeschlossenem Kellerraum. Und da nun mal die Niederlassungsfreiheit der EU nicht nur für Menschen gilt, sondern durchaus auch für Waren, war es gar nicht so kompliziert, diese rötlichen Metallbündel nach Breslau (nun ja, die Deutschen sagen heute Wrocław, aber die Wrocławer in Breslau sagen den Deutschen immer, dass sie ruhig Breslau sagen dürfen) zu verbringen, wo jemand Jemanden kannte, der eine anständige Summe von Złoty zu begleichen geneigt war, die im Rücktausch eine immer noch ansehnliche Summe von Euro ergab.

Und als Sascha unter beträchtlicher Vernachlässigung seines Studiums fünf oder sechs Touren dieser Art unternommen hatte, und während die Bahn, nichts ahnend, noch immer über die Verwendung und Restaurierung ihrer Lagerhallen nachzudenken meinte, konnte er nur feixend die Ernte als vollen Erfolg verbuchen: fünf Wochen dieser Betätigung wogen zwei Jahre an Bafög auf. Da gab es nicht viel, was zum Nachdenken übrig blieb. Manche Ergebnisse sind derart aussagefähig, dass nichts mehr dazu zu sagen ist. Jetzt aber nicht blöd werden! Erst mal Standortwechsel, danach Strategiewechsel! Eigentlich war er ja nichts weiter als ein Handelsmann, oder? Er brachte den Kram eben dorthin, wo er gebraucht wurde. Aus der Zone der Wertlosigkeit in die Gegend der Hochachtung. Hey! Wäre das nicht ein geiler Slogan für eines dieser „Bester Fick des Jahrhunderts-Seminare“? Halt, Sascha, halt! Manchmal ging ihm sein Gaul durch, sein Morgenspringpferdchen. Aber mal grundsätzlich, eigentlich tat er nichts, was ein geschulter Unternehmer nicht auch tun würde, abgesehen von der kleinen Abkürzung am Anfang. Jedenfalls, Sascha beschloss, seine alten Steine gegen neue zu tauschen, und das lief erst einmal so weit, so gut. Wenn die reichen Leute von der Bundesbahn ihre Schätze so sorglos vergessen würden, dachte er sich, dann würden all die anderen reichen Leute in Europa eine ähnliche Sorglosigkeit vielleicht auch walten lassen, und ihr Nichtwissen wäre ebenso ausgeprägt wie die des Staatsunternehmens, und alles, was in dieser Lage zu tun sei, wäre, die Zonen den Regeln (i.e. Geschäftsbedingungen) anzupassen. Oder umgekehrt. Alter Kupfer, ach was! Alte Kleider, das war es! Sascha war ja nur teilzeitkriminell, danach meldete er ein Gewerbe an, und zwar beim Gewerbeamt, wo sonst? Er schaffte sich noch zwei gebrauchte Passat Variant an (der erste lief immer noch), er ließ den rollenden Rost schick lackieren, „Help For Africa“, rot auf weiß, wie die Schweizer Fahne, „HFA“, wie das Rote Kreuz, humanitär durfte als Assoziation durchaus seine Wirkung haben, und den fast fabrikneuen Müll der Millionen, noch viel unbeachteter als das bisschen Kupfer von gestern, den konnte er jetzt mit den entsprechenden Verbindungen nach Ländern wie, sagen wir: Mauretanien verbringen lassen. Länder, von denen die Gemästeten im nebligen Norden noch nicht mal wussten, dass es sie gibt, abgesehen vielleicht von ein paar Orientalisten und den wenigen, tüchtigen Geschäftsleuten, zu denen nun auch Sascha gehörte.

Das war dann der Anfang eines prächtigen Lebens. Sascha wurde ein reicher Mann mit all den üblichen Attributen, wie zunächst ziemlich schlecht, dann immer besser sitzenden Armani-Anzügen, wie zunächst störrischen, dann immer willigeren Blondinen, von denen die letzte sich sogar heiraten ließ, betrügen ließ, besänftigen ließ und trotzdem immer

langweiliger, lustloser, und, was das Schlimmste war: fatter wurde, so dass Sascha schließlich einen Schlusstrich ziehen musste, allerdings einen, der ihn, wie er, vielleicht etwas zu spät, einsehen musste, sehr, wirklich: sehr viel Geld kostete, und das, aber das wusste er damals noch nicht, konnte er vielleicht auch noch nicht wissen, war eventuell der Anfang von dem, was manche ewig Schlaue ganz gern des Ende nennen. Aber mal gemach, Leute, dieser Zeitraffer bildet seine damalige Realität ganz und gar nicht ab. „Prächtig“, das ist schon das richtige Wort. Das war die Zeit, in der er sich zum Beispiel den Avocadoporsche kaufte. Na ja, das Werk gab die Farbe mit „olive“ an, aber für Sascha war es sein Avocadogeschoss. Mit dem Ding fuhr er seinen Geschäften hinterher, in einer Art orgiastischer Höchstgeschwindigkeit und in einem gewissen Kontrast zu seinem tatsächlichen Lebenszustand, also dem Zustand, den man nur selbst kennt und der im allgemeinen geheim gehalten wird. In seinem Fall war das die durchgreifende Erschlaffung, die ihm zu schaffen machte. Aber das geht keinen was an.

Falls an dieser Stelle der Erzählung beim Leser (der Leserin natürlich auch) der Eindruck entstehen sollte, dass diese schon wieder eine ähnliche Flugbahn in ihrem Verlauf nimmt...der Schein trügt nicht. Bekommen wir jetzt noch eine Geschichte von Verfall und Niedergang aufgetischt? Ja, bekommt Ihr! Tragisch, nicht wahr? Aber der Autor würde wahrscheinlich zu diesem Thema sagen, dass man nur schreiben kann, was das Leben vorschreibt. Im durchaus doppelten Sinn. Der mutwilligen Fiktion allein ist es jedenfalls nicht geschuldet; dem Sascha, auch dem, wurde sein Lebenshöhepunkt genommen, einfach aus seiner Geschichte geschrieben. Nicht mehr im Porsche rumfahren und viel jüngere Weiber vögeln war jetzt das Programm, sondern eher so etwas wie Werte für die fällige Miete abstoßen. Die Kassandrarufer aus der Szene mit der völlig schief gegangenen Ehe und den darauf folgenden schier endlosen Rechtsstreitigkeiten, die mit dem totalen Sieg seiner Ex-Frau endeten und seinen kompletten finanziellen Ruin einleiteten, sie hatten leider Recht behalten. Ja, klingt scheiße! War es auch. Der Autor macht sich noch einen Wein auf, der Leser eventuell auch, aber für Sascha war es echt schlimm. Kein Mensch zeigt auch nur ein bisschen Mitgefühl, wenn der Star der Erzählung peu a peu in die Hartz-4-Liga absteigt. In die 4. Liga! Und wo würde das Ganze enden? Sascha sah sich jetzt schon an einem fernen Tag, an dem er, griesgrämig zerstreut, Plastikflaschen aus Mülleimern stehlen würde. Wie diabolisch sich dieser Kreis schließen würde. Plastik ! Das würde der Tag werden, an dem er innerlich Konkurs anmelden müsste. Denn was wäre das denn? Müll stehlen? Eben! Das wäre ja gar nichts, das wäre noch nicht mal Diebstahl, das wäre die finale Preisgabe seiner Kernkompetenz. Müll kann man nicht stehlen, er ist schon---ohne Besitzer.

Und diese Vision quälte ihn. Er sah in die Zukunft und er sah sich als 64 Jahre alten Obdachlosen, als notorischen Habenicht, vor dem sich alle ekelten, im Müll wühlen. Wenn er 64 wäre, also in vierundzwanzig Jahren, also 2014, würde da wirklich an diesem Tag das Ereignis eintreten, das ihn in der Vorschau so peinigte? Oder machte er sich seine Sorgen ganz umsonst und dieser Tag, wenn er denn dann noch am Leben wäre, würde einen ganz anderen Verlauf nehmen, wäre durch ganz andere Ereignisse geprägt und seine Geschichte müsste ganz anders erzählt werden? Er wünschte so sehr Klarheit und fürchtete andererseits auch nichts mehr als diese.

V

AN DIESEM TAG

An diesem Tag gab es wie an allen anderen Tag 24 Stunden Zeit zu verteilen. Aber weil Oliver bis kurz vor 11 geschlafen hatte, sind es jetzt nur noch knapp dreizehn. Eine Chance für das Erzähltempo!

Hätte Oliver früher mehr über seine Zukunft nachgedacht, dann gäbe es jetzt für ihn ein paar Probleme weniger. Zum Beispiel dieses: wie ein ziemlich alt und kraftlos gewordener Mann mit 67 Kilo Eigengewicht einen Hundekadaver von nahezu 40 Kilo drei Stockwerke hinunter aus einem Mietshaus ohne Fahrstuhl unbemerkt entsorgen soll. Das war schon mal ein Sachverhalt, der zum Kinnkratzen animieren konnte. Was die Sache so knifflig machte, das war vor allem der Umstand mit der erforderlichen Diskretion. Man würde schließlich nicht sagen können, dass der Hund beiläufig ein bisschen ohnmächtig geworden sei, nein, das würde keiner glauben. Oder vielleicht doch? Ganz undenkbar war in diesem Haus gar nichts! Oder vielleicht doch ganz anders vorgehen? „Mein Hund ist heute Morgen an Herzversagen gestorben“, und irgendwie muss er ja raus und runter, bevor er zu stinken beginnt. Oder wollt Ihr einen verwesenden Hund über Euch und unter Euch liegen haben, wäre Euch das lieber? Eben! So gesehen war das Konzept mit der Diskretion eigentlich sowieso etwas für Leute anderer Einkommensklassen. Für die hätte es wahrscheinlich auch Plan B gegeben, ach was, das wäre deren Plan A gewesen, nämlich Telefonhörer, Veterinär, die Abdeckerei. Oh nö, natürlich der Hundefriedhof. War das eigentlich auch so mit dem Veterinär, dass der dann irgendwie amtlich, mit Totenschein und so, ach, was für ein Popanz, welch ein Blödsinn. Man könnte sich fast ein Bier aus dem Kühlschrank..., ging ja schon auf zwölf zu. Eigentlich sah der Hund ja noch ganz gut aus, möglicherweise war er ja nur scheintot oder gerade mal besonders phlegmatisch und ein dezidierter Stups würde ihn ins Leben zurückbefördern. Tat er aber nicht, dezidiert hin oder her. Übrigens stellte sich Oliver auch die Frage, wie es denn anders herum aussehen würde, also wenn das Herzversagen nicht seinen alten Kumpel sondern ihn, Oliver, erwischt hätte. Hätte Oliver mindestens, man muss sagen: mindestens die gleichen Probleme gehabt. Nun ja, andere Existenz, andere Lösungsansätze. Homer hätte ihn zum Beispiel nach und nach, was wäre da der angemessene Ausdruck, „verwerten“ können. Diese Möglichkeit stand ihm zum Beispiel nicht zur Verfügung. In China vielleicht oder wenn Homer ein Schwein gewesen wäre, aber beides war nun mal nicht der Fall und Hausschlachtungen in Mietskasernen wären ohnehin nicht so richtig erwünscht. Umgekehrt hätte Homer das ethisch keiner wirklich übel genommen. Man stelle sich nur eine Periode von drei Wochen vor, das arme Vieh ganz allein auf sich gestellt, in diesen Häusern kümmert sich ja keiner um keinen.

Raubtiere sind immerhin auch schon immer auch Aasverwerter gewesen, und inzwischen weiß man, wofür das Gut ist. Oliver sah dem trüben Mittagslicht in seiner Küche nach und wick den notwendigen Lösungsaufgaben aus, indem er seinen Gedanken nachhing und Zeit vergeudete. Zum Beispiel erinnerte er sich jetzt daran, etwas von auf dem Meeresgrund liegenden Walleichen und deren ökologischer Bedeutung gelesen zu haben. Zum Kuckuck, warum fiel ihm das gerade jetzt ein, wo er Besseres zu tun hätte, und wie war das noch mal mit der ökologischen, verdammt noch mal, wie heißt das, ach ja, „Kausalkette“, so schreiben die da in der Zeitung, die er von dem arbeitslosen Akademiker ab und an bekommt, der zwei Stockwerke über ihm wohnt und aus dessen Wohnung ein unerträglicher Musikbrei kommt, denn dieser „Nu-Jazz“ nennt, ach wirklich, was für ein Scheiß!, und wegen der kriegt er jetzt den Bogen nicht mehr so akkurat hin, also das mit der Kausalkette und den anderen scheißklugen Formulierungen, mit denen sich diese Wichser immer so wichtigmachen wollen, und überhaupt sind die Erinnerungen an diesen Artikel bruchstückhaft und auch unwichtig mit der einzigen Ausnahme, nämlich, dass er beim Lesen eine „unwillkürliche Empathie“ (würde der Doc von oben wohl sagen) für diese Walleiche empfand, so schwer und einsam am Meeresgrund verwesend. So fühlte er sich nämlich selbst auch. Obwohl, man weiß ja nicht, wie die sich da unten fühlen.

Aber das war ja alles sinnloses Zeug, Grübeleien, Schriftstellerei und eine Ansammlung übler Fallen. Schon die paar Meter aus der Küche Richtung Haustür brachten die Bestätigung, dass er sich diese letzten zwanzig Minuten Abschweifung wirklich hätte schenken können. Jedes Haar von dem frisch gestorbenen Hundefell schien inzwischen Widerhaken ausgebildet zu haben und krallte sich in dem letzten bisschen Stofflichkeit fest, was ihm noch geblieben war, als wollte der tote Hund sagen, dass er sich hier nicht widerstandslos fortschaffen lassen würde wie ein Stück Müll. „Nur über meine Leiche“, ein bemerkenswert geschmackloser Kalauer. Den könnte man sich schenken, dachte Oliver. Also gut, dann kam eben nur ein kurzes, kraftvolles, finales Aufbäumen in Frage. Der Blick ging zum Fenster und hinaus in den Hof. Als nächstes stattete Oliver dem Keller einen Besuch ab. Besorgte eine Schubkarre. Einen alten Teppich. Und eine Matratze. Fuhr die Schubkarre unter das Küchenfenster. Korrigierte die Position. Bockte die Matratze in die Schubkarre. Den Teppich in Habachtstellung neben die Schubkarre positionieren. Zurück in die Küche! Ein letzter Blick! Dann den Hund in den Arm genommen, frischen Wind vom offenen Fenster im heißen Gesicht gespürt, aus der Hocke taumelnd in den Stand gekommen, wie ein kirgisischer Gewichtheber in der russischen Provinz, und seine Zuschauer sind fast alle noch Kinder, rauchen aber schon, und jetzt aber, raus damit, weg von mir, raus aus meinem Leben, in diesem Moment nah der Ohnmacht und einen kurzen Moment später fast ohne Gedächtnis, wie nach einem Rausch der Gewalt, so lässt sich Oliver nun auf den Rücken fallen wie Kafkas Käfer, und dabei ebenso entsetzt über die plötzliche Verwandlung seiner Küche vom Hundesarg zur Normalküche wie dieser über seine eigene. Aber—nach einigen gedehnten Sekunden der Stille stellte sich die Operation als durchschlagender Erfolg heraus. Es war nicht weiter als eine verflochtene Punktlandung! Es musste wohl einen gewaltigen Schlag da unten getan haben, aber seltsamerweise blieben alle Türen und Fenster im Haus zu und niemand hatte gerufen. Die etwas verwirrt wirkende Mittdreißigerin mit den losen Haaren und den

kanariengelben Leggings erzählte zwar noch Tage später von dem großen, schwarzen Hund, der an ihrem Fenster vorbeigeflogen war, aber das schob sie selbst lachend auf ihre neuen Psychopillen und man schloss sich dem gern an. Oliver natürlich auch. Im Moment jedoch war er noch ziemlich verängstigt und entkräftet und damit beschäftigt, die drei Stockwerke einigermassen unbemerkt nach unten zu kommen. Aber, alles gut, der Hund lag proper in seiner fahrbaren Wanne. Sah komisch aus. Trotz allem beinahe unversehrt. „Donnerwetter“, dachte Oliver, so ein Tier ist ja echt tough. Fast wie die Stones (erinnert sich noch jemand an Oldham?). Da schmeißt man das Mistvieh unter Höllenqualen drei Stockwerke in den Orkus eines Vorstadthofs und das Ergebnis ist gleich null. Ja, war aber besser so, auf alle Fälle, und wenn man den zweiten Blick riskierte, sah man jetzt auch, dass das linke Auge so entsetzt glotzte und der Kopf auch ganz unnatürlich verdreht war. So was will man gar nicht so genau sehen. Jetzt mal schnell den Teppich drüber! Ruhig bleiben! Ziemlich ziellos schob Oliver die Karre durch die Straßen. Ja, ja, die Passanten guckten komisch, irgendwie ungläubig und angewidert, konnte man meinen. Jedenfalls musste jetzt eine schnelle Lösung her. Im näheren Zementgeschiebe des örtlichen Ballungsraums gab es diesen ominösen Hof, in dem Speditionen anliefernten und wo jederzeit lebensnahes Gedränge herrschte, ein Ort, wo die eine Hand nicht wusste was die andere tat, kurzum, eine passable Stelle, um eine Existenz verschwinden zu lassen. Dieser Tummelplatz war übrigens nichts mehr und nichts weniger als der fabulöse Rampenhof des nahezu weltberühmten Handelsunternehmens mit dem nicht gerade tief stapelnden Namen „Galaxis“. Man kennt sie ja, die Ziele, und am Ende steht immer die Eroberung der ganzen Welt, sei es bezogen auf das Medium der Religion oder der Ideologie, sei es vertreten durch handelnde Akteure wie Könige oder deren modernisierte Nachfahren, die Manager der großen Unternehmen. Für „Galaxis“ war die Welt aber scheinbar noch nicht genug, denn wie sonst ließ sich der im Namen eingewirkte programmatische Nachhall verstehen? Oliver hatte diesen Namen immer etwas bescheuert gefunden, aber durchaus nicht ungewöhnlich. Bescheuerte Namen waren eigentlich die Regel in der Welt der Produkte und der Expansion. Jedenfalls spielte der Name für seine momentane Entscheidung sicher keine Rolle, auch keine unbewusste. Dass er schließlich dort mit seiner Karre gelandet war, war andererseits auch kein Zufall, sondern schlicht die erste beste Möglichkeit. Er hatte seinen corpus delicti mitten in die Mittagspause hineingeschoben, zwar nichts ahnend, seinen unbestimmten Zielen trotzdem Vorschub leistend. Der Moment hatte ihm diesen Platz zugewiesen, und diesen besah er sich jetzt, aus dem Augenwinkel blinzelnd. Riesige Kartons, teils noch mit enthaltener Ware, teils schon ohne, teils gefaltet, teils teilweise, damit war das Areal im wesentlichen bedeckt. Sonst ziemlich verwaist im Moment. „Aha, Mittagspause“, dachte er jetzt. Sein Blick fiel auf eines der Verpackungsfragmente, und dies schien eine Einladung zu einer Spontanlösung aussprechen zu wollen, groß, geräumig, in kurzer Reichweite, eine saubere, elegante und wirksame letzte Ruhestätte. Er rollte mit seiner Schubkarre heran, kippte den Hund seitlich in die Verpackung mit der Aufschrift „Lindte“, und der Hund glitt wunderbar unkompliziert aus dem Teppich in seine neue Kartonherberge, als hätte er sich diese schon immer gewünscht. Oliver faltete die Verpackung ungeschickt zu (wie sich zeigen sollte, ziemlich geschickt), und weil er danach das vage Gefühl hatte, dass an diesem Arrangement noch etwas unlogisch aussehen könnte, wuchtete er mit letzter Kraft und mithilfe eines herumstehenden Hubwagens den

frisch befüllten Karton in den Bereich des Hofes, der eher nach schwer wiegenden Ergebnissen aussah, der nach Geld, Ware und Gewinn zu riechen schien und der ihn im Moment wieder an seine Zeit als Lastkraftwagenfahrer denken ließ. „Mach's gut, Homer!“, die Geschichte wird auch ohne Dich weitergehen.

Myriel war stinksauer. Dies war nun schon der sechste Samstag in Folge, den ihr der Chef als freien Tag verweigert hatte. Dabei hatte ihr der Betriebsrat Recht gegeben, jedenfalls formal. Aber formal, das war wie Formaldehyd. Eingelegt in Opportunismus und leblos wie ein vergiftetes Kaninchen. Schlimmer noch. Wie ein in seiner vorauseilenden Phantasie leblos gewordenes Kaninchen, dem man das Schlangenbuch vom weit gereisten Unternehmertum vorgelesen hat, inklusive des Kapitels, das von der Kohorte der willfähigen Juristen handelt. Auch wenn man um seine Ohnmacht weiß, kann man nach etwas mehr Würde verlangen, oder? Myriel zog wütend an ihrer Zigarette an diesem unterkühlten Sommertag, da unten im Zementgarten, in ihrer Mittagspause, zwischen der eingehenden und der ausgehenden Ware in ihren Verpackungssärgen, die im Moment bleich und leblos darauf wartete, dass sie jemand kaufte oder wegwarf. Egal, die Spanne zwischen dem einem und dem anderen wurde ohnehin immer kürzer. Myriel dachte an ihren Chef und dass dessen Spanne zwischen Behauptung und Unterwerfung auch immer enger wurde, allerdings mit zunehmender Tendenz zu letzterem. Chef war sowieso das falsche Wort, Chef war ja immer ein anderer, höherer in der Rangordnung, bis hoch zu den höchsten Wolken, da, wo alles im Nebel verschwindet. Eigentlich wäre der Chef ein ganz angenehmer Mensch, wenn er nur seinem eigenen Chef nicht permanent in den Arsch kriechen müsste. Die örtliche Galaxis-Filiale hatte in dieser Hinsicht allerdings ein durchaus exemplarisches Wesen hierarchischer Monstrosität installiert bekommen, ein Muttersöhnchen voller Komplexe, dabei zugleich ausgestattet mit dem Sadismus eines Kleinkindes, einem schon als autistisch zu bezeichnenden Mangel an Empathie, gekrönt von dem Hang zur preußischen Kommandostruktur, in der jeder leise Ansatz zur Korrektur als Hinrichtungsgrund gelten konnte. Alles in allem eine ziemlich gelungene Mischung aus Stalinismus und grundlegender Versagensangst, wenn das denn nicht ohnehin ein und dasselbe ist. Natürlich war es unter diesen Umständen nicht weiter verwunderlich, dass der Verwesungsgeruch des Kadavergehorsams das bestimmende auratische Element für alle Beteiligten in dieser Todeszone war, und dies an allen Tagen. Das, so sagte sich Myriel, während sie ihrer aufschriftfreien Blechdose („diese! Zigarette tötet Sie nicht“) eine weitere der weißen Geliebten entnahm und dabei resigniert der Sonne zusah, die sich gerade eben wieder in den Wolken verlor, das konnte man ihrem Chef irgendwie als Entlastung zugute halten. Man konnte, man könnte, sicher, aber das kleine Tier vor dem größeren zu beschützen, das war hier auch wie den Alkoholiker mit Alkohol zu versorgen. Warum bloß handelte dieser Mensch (also ihr unmittelbarer Vorgesetzter) so kläglich, jemand, mit dem sie sich duzte, immerhin, jemand auch, den sie leiden sehen konnte unter den sinnlosen Regeln und den nazimäßigen Strukturen, die der neue Prädator seit ein paar Jahren in die Filiale gebracht hatte, warum nur also missbrauchte sich dieser Mensch als verlängerter Arm einer Idee, die er doch selbst erkennbar mit Verwünschungen bedachte? Nein, Masochismus war das nicht. Es war dieser entsetzliche, süße Geruch von Angst und Anpassung. Lebende

Leichen! Und eine lebende Leiche, das war ein jeder von ihnen, Myriel selbstredend eingeschlossen, dachte Myriel, inmitten fremd organisierter Paketansammlungen.

Sie würde sich an ihrem Chef rächen müssen, eine Strafe für seinen gebrochenen Willen finden, so viel stand schon mal fest. Er würde büßen müssen für sein weiches Rückgrat, sein schwaches Ego, für das Harmoniegesülze, für die ewigen Vermittlungsversuche zwischen dem Cäsar der Geschäftsleitung und ihr selbst. „Weißt Du, ich finde das auch scheiße, aber ER will das so!“ In Blockbuchstaben ! Als seien die Blockbuchstaben Begründung genug. Aber das waren sie nicht, ganz und gar nicht. Sie muss jetzt an diesen Abend denken, der nun auch schon wieder zwei Jahre zurück liegt, an dem es ziemlich alkoholgeschwängert zugegangen war und man um ein Haar intim geworden wäre, und da hatte ihr ein damals noch deutlich frischer aussehender Chef (ja genau, dasselbe Weichei) die intellektuellen Vorzüge des Atheismus zu vermitteln versucht. Schöner Atheist, wenn man so an die Blockbuchstaben denkt! Ja schon, ihr Hass war so etwas wie unerwiderte Liebe, das gestand sie sich ein. Aber es war kompliziert. Unerträglich zum Beispiel war auch der Gedanke, dass dieser Mensch eine Instanz darstellen sollte, die immerhin dazu in der Lage war, ihr ihre freien Samstage zu streichen, willkürlich und doch auch mutwillig , wie sie fand, zugleich aber genauso mutlos und kraftlos war wie man selbst. Die enttäuschte Liebe bezog sich nicht unbedingt auf die Person, eher schon auf das, was diese symbolisieren sollte. Warum konnte eine so machtlose Person wie man selbst trotzdem Macht über einen haben? Ja, ja, die macht ist ein mit allen Schmiermitteln dieser Welt ausgestattetes Wesen und einfach nicht zu greifen. Aber das war Myriel jetzt egal, sie wollte jetzt Realismus, und sei es um den Preis orientalischen Gedankenguts. Ihr Hippievater hatte zu seinen Lebzeiten den „Braven Soldaten Schwejk“ im Regal stehen gehabt, und dessen Lebenskonzept fand sie damals schon gar nicht mal schlecht, und hatte nicht auch Gandhi von der Sabotage als erlaubtem Aspekt des Widerstands gesprochen? Hatte er. Der kleine Mann, der sich erdreistete, ihr Vorgesetzter sein zu wollen, würde jedenfalls, sehr, SEHR viel Ärger bekommen mit dem neurotischen Gorilla von weiter oben, wenn die Warenströme am falschen Ort ankämen. Fiel ihr gerade ein, während sie sich so umsah. Zum Beispiel ein wirklich teures, schrottreifes Produkt in einer Gegend für teure, aber ganz und gar nicht schrottreife Produkte. Myriel kicherte nervös. Gut dass die Kunden keine Ahnung von der Funktionsweise solcher Rampenhöfe haben. Keine Ahnung davon, dass erstens ein Rampenhof eine ziemlich komplexe Gegend ist. Keine Ahnung davon, dass zweitens der Unterschied zwischen wertlos und teuer nicht immer klar umrissen ist. Vor allem aber keine Ahnung davon, dass drittens neue Ware bereits defekt sein kann, und Geschäftsleute klug beraten wären, auf diesen Tatsachenbestand im Vorgriff zu reagieren. Wie auf allen anderen Rampenhöfen dieser Welt gab es auch auf diesem hier ein gewisses Areal, an dem diese Mangelware bereit stand, um an die entsprechenden Industrielieferanten zurückzugehen, die ihrerseits die Produzenten in irgendeinem ostasiatischen Sklavenmarkt zurechtweisen würden, was den Sklaven dort sicher nicht gut bekäme.

Was Myriel nun tat, es war nichts weiter als eine kleine Tauschaktion. Sie nahm sich einen Hubwagen zur Hand und vertauschte das voluminöse „Lindte“-Paket, das für das „Raus“ bestimmt war mit dem Areal für „Rein“, das war alles. Oder jedenfalls beinah alles. Jetzt

konnte sie sich genüsslich ihren Vorstellungen hingeben, die um das weitere Geschehen kreisten. Das bereits reklamierte Gerät würde wiedergeboren werden als verkaufsfähige Ware, es würde da seinen Platz bekommen, wo die Marge am vielversprechendsten und der zu gewinnende Kunde angemessen solvent sein müsste, von den extralangen Kreditlinien ganz zu schweigen. Aber das war nicht der eigentliche Punkt. Der eigentliche Punkt würde in den weiteren Konsequenzen liegen, in der Verlängerung der Gegenwart zu einem Schmerzdruckpunkt der Zukunft für ihren kleinen, feigen Chef. Ein arrivierter Konsument im Speckgürtel der Metropole würde sich das vermeintliche Edelstück liefern lassen, nur um prompt mit seinen grausamsten Ängsten über das Versagen des hiesigen Einzelhandels konfrontiert zu werden, und seine dumpfen Ängste würden sich zu einem sehr konkreten Groll transzendieren, und zwar zu einem radikal erbitterten Groll, wie er nur kleinen Kindern oder mächtigen Männern zuzutrauen ist. Die Wut, die aus dem Umstand schöpft, dass sich die Welt dem eigenen Willen nicht immer unterwerfen mag und das jedes Geld der Welt für den Moment den Ärger nicht bezähmen kann. Und diese kaum zu besänftigende Erregung des getäuschten Käufers, das wäre dann der verlängerte und widergespiegelte Terrorismusarm der Machtlosigkeit, denn nur sie, Myriel, die sonst nie etwas gestalten konnte oder durfte (und auch dieser Unterschied blieb unbestimmt), nur sie also wäre die Gestalterin des Prozesses, sozusagen die Erzählerin der Geschichte, und die Figuren aus dieser Geschichte, der Käufer, der Chef, sein Chef, wüssten, obwohl real existent und in ihrem Rahmen rational agierend, nicht, wie ihnen geschähe. Dieser Gedanke war berauschend gewesen, da draußen auf dem öden Hof, während sie den großen Karton auf den Hubwagen bugsierte hatte, so berauschend, dass sie den seltsamen Geruch nicht wirklich wahrgenommen hatte oder mit den eigenen Ausdünstungen, der gewaltigen Schubkraft der von einer Idee beseelten Pheromone, verwechselt hatte. Besagte Pheromone aber betrieben ihren Ausstoß unvermindert und noch gesteigert in der letzten, finalen Phantasie. Dr. Dr. Reifenstein alias der betrogene Käufer würde als geborene Führungskraft seinen Protest nur seinesgleichen vortragen wollen, und daher den verzweifelten Versuchen des gewöhnlichen Dienstboten alias Verkäufers, das „Problem“ unterhalb einer gewissen Hierarchieschwelle zu halten, entschlossen entgegentreten, und zwar mit der deutlichen Forderung, direkt und ohne weiteres zum König alias Geschäftsführer vorgelassen zu werden. Nein, doch anders-der König habe unverzüglich zu erscheinen! Und jetzt kommt der Punkt, der alles entscheidende Punkt, der G-Punkt in Myriels Phantasie, der Auftritt DES Chefs vom Chef. Und DIESER („da hast Du Deine Blockbuchstaben“), vom gleichen Stamm der kleinen, narzisstischen Kinder wie Dr.Dr., wäre über das Versagen der von ihm geführten Korporation derartig enttäuscht, gedemütigt und beleidigt, dass er die zugrunde liegenden Ursachen und Prozesse rasch erfassen ließ, das war meistens keine große Kunst, und danach käme der Punkt, an dem sich der Verantwortliche, und das brauchte nicht unbedingt der Schuldige zu sein, konnte aber unter gar keinen Umständen niemand anders sein als ihr wirbelloser Vorgesetzter, denn schließlich hatte Myriel bewusst gewählt, „Lindte“ als Hersteller lag schließlich in seinem Aufgabenbereich, und an diesem Punkt des Geschehens also würde der in einer Weise zur Rechenschaft gezogen werden, die er sein ganzes Leben nicht mehr vergessen würde, es würde zu einer ultimativen Demütigung kommen und danach wäre er in einer Verfassung, die weder Kardiologen noch Psychologen würden angemessen ausmessen können. Hoffentlich hatte sie an

diesem Tag nicht frei und müsste sich das Schauspiel von den Kollegen erzählen lassen, das wäre ein Jammer!

So oder ganz ähnlich würde das kommen, in dieser Zukunft räkelten sich jedenfalls Myriels lustvolle Phantasien, am Ende ihrer Mittagspause. Es wäre ihre Rache für die verpatzten Samstage und für ihren Chef ein Lehrstück, hoffentlich. Dass der Weg der Konsequenz manchmal eine ganz andere Spur nehmen kann, diesen Gedanken verwarf sie nicht nur nicht, sie hatte ihn gar nicht. Am Abend allerdings, mit etwas mehr Abstand zu den üblichen Gefechten des Berufslebens, erschrak sie vor der eigenen Mitleidlosigkeit und vor den ausufernden Konsequenzen. Vielleicht würde sie doch versuchen, das Arrangement klammheimlich rückgängig zu machen. Dazu sollte es nicht mehr kommen.

Ja ja, es ist ja gut. Sascha war am Ende doch noch zu dem geworden, der er nie hatte sein wollen. Aber wie hatte er zu seinem derzeitigen Geschäftspartner und Auftraggeber anlässlich einer spontanen Trinkorgie im Miniaturformat gesagt? „Passiert das nicht ständig mit uns allen?“ Aber weil die Antwort nur aus einem glasigen Blick ohne weitere Deutungsmöglichkeit bestanden hatte und selbst unwillkürliche Regungen beim Angesprochenen nur schwer auszumachen gewesen wären, hatte er sich in einer Mischung aus Resignation und Hemmungslosigkeit der totalen Monologisierung hingegeben: Woran Ehen kaputt gehen und die Leber nach und nach auch. Wie man im ersten Fall nur schweigen kann und im zweiten einfach weiter trinkt, um dem Rahmen fremder und eigener Ansprüche zu entkommen. Und weil man sich selbst nicht mehr ausstehen kann, weder vor dem Spiegel noch im Angesicht einer irgendwie moralisch zu wertender Instanz. Das Hauptproblem aber sei das Altwerden, eine einzige Beleidigung an sich, und dabei die Schmach des genetischen und des soziologischen Fingerabdrucks noch drastisch verschärfend, in Summe eine 1-A Bescheinigung für den Stillstand und die Ergebnislosigkeit der eigenen Existenz. Sowieso spiele immer dieselbe alte Musik, Oldies but Goldies, am Ende eines langen Lebens, und alles ist Gold, so geht man dahin, durch das schönste aller Leben, die Trompete spielt zur Thrombose und man schwelge so vor sich hin, wie eine seltsam gewürzte Ablagerung von sich selbst. Und alles erinnere irgendwie an alles, die Verrichtung näherten sich aneinander an und reproduzierten sich in eine Vielfalt, die aber an sich ganz und gar keine sei. Ganz und gar. Keine. Als junger Mensch hasse man die Arroganz der Alten und begreife nicht, dass es sich in Wirklichkeit um eine umfassende Resignation handele, das heißt, intuitiv erfasse man es schon, komme aber zu falschen Schlussfolgerungen. Oder? Es sei denn, man würde Resignation als Arroganz vor dem Leben betrachten. Dann würde es doch wieder passen. Aber ob diese Betrachtung artgerecht, äh, altersgerecht sei, dass wisse er selbst nicht so ganz. Sascha hätte ohne Zweifel noch eine ganze Weile in diese Richtung weiter Phrasen gebellt, aber plötzlich hob der bislang schweigsame und recht apathisch wirkende Trink-, Zeit- und Bussiness-Genosse sein Glas, blinzelte durch dieses den reichlich konvexen Sascha jetzt beinahe schelmisch an, und erklärte, dass dieser unter einer alkoholbedingten Morgendepression leide und das Ganze nur bedingt mit dem Alter zu tun habe. Danach kam noch etwas von jungen Weibern, gelben Pillen, neuen Weltanschauungen und einer Disco in Zypern, alles Dinge, die man sich zulegen, aneignen, erobern und vor allem aber: zutrauen müsse, aber da hatte Sascha innerlich bereits abgewunken. Seltsam. Vor ein paar Minuten hätte er sich nichts mehr gewünscht,

als dass sein Kumpan in ein echtes Gespräch mit ihm käme, jetzt, wo es soweit war, war ihm das völlig egal. Falsches timing. Sein Monolog war zu Ende, aber der innere begann erst jetzt und zwar mit einem Lawinenabgang im Kopf, der den Rest aller gedanklicher Motive scheinbar völlig verschüttet hatte. In diesem Zustand kann man nicht mehr zuhören. Amüsiert stellte der arrivierte Hehler mit den guten Kontakten nach Zypern, der allerdings längst nicht so betrunken war, wie er Sascha glauben ließ, fest, dass das mit dieser Art von Unterhaltungen in dieser Art von Umgebung doch immer dasselbe sei. Ab einem bestimmten Punkt entleeren sich die Inhalte wie von selbst und Wortfluss und Trinkfluss bilden die rituellen Antipoden eines Geschehens, das schon vor dem Vergessen vergessen wird. Ob das nun an der Sprache, dem Sprechen, der allgemeinen Verwirrtheit der Ideen oder an der Kopf stehenden Welt läge, das sei einerlei. Aber zu seiner Überraschung widersprach ihm Sascha. Dem wolle er so nicht folgen, das sei ihm zu zynisch gedacht, aber das wäre ja auch kein Wunder, bei den gelben Pillen, bei den vielen gelb gefärbten Kandidatinnen auf der Suche nach Geldgebern der anderen Art. Auf der Bühne der Belüger und Betrüger würde es immer Akteure geben. Nein, er solle sich nicht aufregen und ja, es wäre vielleicht etwas zu persönlich rübergekommen, sei halt mal wieder so ein kleiner Unfall ins Blaue gewesen. Er wolle aber noch mal auf den Grundgedanken zurückkommen, nämlich wer er war und was er hätte werden wollen. Der Hehler ließ in seine verunglückte Lebensbilanz ziehen und zog sich wieder in sein Schweigen zurück. Wie also wollte sich der notorische Egoist sehen? Er wollte kein gewöhnlicher Lohnabhängiger sein, kein Sklave, kein subalterner Speichellecker, na soviel war klar. Ein Bonvivant, das klang gut, ein Lebenskünstler, das klang noch besser, eine Schlitzohr, das war gerade noch hinnehmbar, ein Hindernisläufer auf schwierigem Parcours, sehr elegant formuliert, eventuell käme auch noch der kreative Sozialverweigerer zum Zuge, und was erzählte er jetzt? Dass er jahrelang diesen schlimmen Traum gehabt hätte, er könne eines Tages als Glasmüll stehender Penner enden, und das wäre dann wirklich das Ende von allem gewesen. Von da aus betrachtet sei die Entwicklung der letzten Jahre etwas, dass er sich eingestehen könne und mit der zu Leben gelernt habe, wenn auch nicht ohne einen Restbestand an Widerwillen. Er habe ja alles versucht, seine Romanzen mit den Grenzen des Legitimen gehabt, sich ein Weltbild erschaffen, in dem er sich als Sinnstifter betrachten konnte, ja stimmt, eine bisschen übertrieben habe er es schon mit der Selbstidealisierung, er habe sich sogar als den umverteilenden Robin Hood gesehen, er habe das wirklich selbst geglaubt, dass er ein Wirbel Luft in 10 km Höhe sei, der nur etwas andere Luft zum Wirbeln bringe. Meingott, irgendwann muss alles auf Wanderschaft gehen, warum denn nicht auch das bisschen Besitz. Besitz geht doch sowieso auf Wanderschaft, man muss nur mal an all die erwartungsfrohen Erben denken. So war das jahre-, jahrzehntelang lang mit ihm gegangen. Aber in letzter Zeit, und um damit noch einmal auf den unaufhaltsamen, durch nichts zu bremsenden inneren Monolog zu kommen, sah sich Sascha im selbigen schonungslos als: Sascha, der Dieb! Er war nichts, er konnte nichts, außer anderen Leuten etwas zu stehlen. Zu phantasielos, zu faul, zu wenig selbstbewusst oder zu wenig von was auch immer, jedenfalls zu wenig. Wenn man zu wenig von was auch immer hat, muss man es stehlen. Von wem auch immer, wann auch immer und ganz gleich, wie man es anstellt. Auf den Ertrag kommt es an. Stil ist als Nebeneffekt ganz gut, aber wenn der

Ertrag mit dem Daumen nach unten zeigt, dann kommt der Stil halt auf den Hund, da kann man nichts machen.

Und in der Tat hatte sich die Ertragslage nicht besonders gut entwickelt. Nun, man mochte das beklagen, leben musste man weiter. Und wenn man nicht als Obdachloser, Junkie oder Auftragskiller beschäftigt werden wollte, dann sah man halt zu, seinen Job so routiniert wie möglich zu erledigen und die besten Gelegenheiten dazu nicht zu verpassen. Im Moment bestand diese beste Gelegenheit aus der etwa eineinhalb von seinem Domizil entfernt liegenden Handelskette mit dem wunderbar plüschig klingenden Namen „Galaxis“. Der hatte er nun schon etliche Besuche abgestattet, aus nachvollziehbaren Gründen. Nachvollziehbar waren diese Gründe nämlich aufgrund eines nicht näher bestimmbar Individuums aus eben dieser Galaxis, aus der das nicht näher bestimmbar Individuum vor circa drei Monaten unter ungeklärten Umständen ausgeschieden war. Und somit also über ein erstklassiges Rachemotiv verfügte, und zwar nach allem, was bisher in den entsprechenden Kreisen bekannt gemacht wurde, aus wiederum sehr nachvollziehbaren Gründen. Was die Galaxis allerdings bei ihrem Lohndruckerfeldzug inklusive der üblichen erpresserischen Manöver, die dazu führten, dass ihre Beschäftigten die Flucht ergriffen wie nach einem Napalmangriff, nackt und gotterbärmlich schreiend, was also die Galaxis nicht mit einberechnet hatte, war zum einen, dass sich Opfer schneller erholen können als vermutet, zum anderen vor allem aber, dass diese eventuell nicht weiter wandern würden zum nächstbesten Schweineladen, um dort dann für noch weniger Lohn noch mehr zu arbeiten. Sondern dass es sich bei dieser an sich überflüssigen Masse an Heloten, aufmüpfigen Sklaven und potentiellen Drückebergern im Einzelfall auch mal um begnadete Nerds oder gar nicht so brave Schwejks handeln könnte, das war jedenfalls nicht im Kalkül der Handelsgrößmacht enthalten. Und auf ein solches Exemplar, das sogenannte nicht näher benannte Individuum war Sascha gestoßen. Gestoßen worden wäre korrekter formuliert. Wie wertvoll öffentliche Orte doch hin und wieder sein können, seien es auch die üblichen verdächtigen Spelunken für Säufer, Quartalsromantiker und Desperados auf Probe. In diesem Zwielficht hatten sie sich kennengelernt, das ungenannt bleiben wollende Individuum und Sascha, und da hatte ihm das ungenannt bleiben wollende Individuum seine Rachephantasien das erste Mal geoffenbart. Das u.b.w. Individuum war übrigens mit Myriel nicht bekannt und anders als diese hat es alle Versuche der Nachverhandlung blockiert, so dass der Leser (und die Leserin) ihren eigenen Vermutungen überlassen werden müssen. Für Sascha war das u.b.w. Individuum ein purer Glücksfall, den ging es um den Schaden an sich, der der Firma entstand, und nicht um den Nutzen, den die Operationen Sascha brachte.

Was den mechanischen Aspekt der Arbeit betraf, also die Nachschlüssel, die kleinen, elektronischen Fühler an den Sicherheitstüren und was sonst noch dazu gehörte, sicher, da brauchte Sascha keine weitere Hilfestellung, für irgendetwas musste die geballte Lebenserfahrung ja gut sein, was aber die weiterführenden Sicherheitssysteme betraf und das gesamte know how über das Innenleben der Verkaufshölle, da erwies sich das u.b.w. Individuum als unverzichtbarer Joker. In der Galaxis hatten sie den vermehrten Diebstählen der letzten Zeit immer neue Verschlüsselungscodes und Passwörter und Kombinationen aus Mystik und Realismus entgegenzustellen versucht, aber vergeblich,

die Konsequenz aus all diesen Bemühungen war etwa so effektiv wie Deiche aus Plastikplanen gegen die Flut. Ein spezieller Sicherheitsdienst, früher hätte man ihn Nachtwächter genannt, heute gibt es das nur noch in völlig verarmten afrikanischen Ländern, hätte also seinen Job gewiss getan, war aber zu teuer, so dass arbeitslose Albaner arbeitslos bleiben mussten. Zu teuer, wie alles, durch das Blut pumpt. Geiz als Ersatzgeilheit, das Symptom seelischer Verkrüppelung, die Losung des Managements dieser Galaxis und aller anderen Nachbargalaxien, so war das, und das schrie förmlich nach Vergeltung. Sascha war ganz froh, dass deren Verblödung im schon weit fortgeschrittenen Zustand angekommen war. Man würde am üblichen procedere auch in dieser Augustnacht nichts ändern müssen. Ah, es war ein Vergnügen, es war nicht nur die übliche win-win Situation, wie sie die Folien im Beamer der vom galaktischen Unternehmen beschäftigten Personalentwickler gebetsmühlenhaft wiederholten, es war eine win-win-win Situation, eine triple-win sozusagen. Erstes win für das immer noch ungenannt bleiben wollende Individuum, das seine alttestamentarischen Gefühle ausleben konnte. Zweites win für den tadschikischen Besteller der Ware. (Den Mann mit den guten Kontakten nach Zypern hätte er auch noch in der Hinterhand gehabt, aber nach dem vertraulichen Gespräch neulich schien ihm das plötzlich zu vertraulich.) Drittes und übrigens dickstes win für Sascha, den Dieb, dessen Konto in letzter Zeit aufgefrischt wurde aus Überweisungen aus, nein: nicht Tadschikistan, so blöd waren weder er noch der Tadschike, aus einer nicht näher bestimmbaren Gegend, aber mit einer deutlich dezidierten Grandezza versehen als dieses innerasiatische Hochland, soviel immerhin kann verraten werden, und selbstredend nicht als Überweisung, sondern als auf verschlungenen Pfaden daherkommender Transfer.

Der Leser (und die Leserin) sieht nun schlussendlich Sascha mit seiner Taschenlampe leuchtend in den Lagerräumen der Galaxis, unbeholfen umherstolpernd eine Umverpackung suchend, von der er weiß, dass sie die Aufschrift „Lindte“ haben muss, in der sich die aus Innerasien bestellte Ware befinden soll. Und schließlich auch finden. Und angewidert wuchert er das Teil, das er zu seiner eigenen Überraschung relativ leicht findet, auf die obligatorische Sackkarre und rollt mit dieser zum obligatorischen Lieferwagen, der Innen immer so schlecht riecht, und heute riecht er noch schlechter als sonst, warum auch immer, egal, warum auch immer, und außerdem wirkt der Verpackungskarton seltsam matschig und feucht und sogar amorph, falls sich noch irgendjemand an dieses Wort erinnert, Sascha nämlich tut es in diesem Moment ganz bestimmt nicht, er betrachtet sich im Rückspiegel den Karton und hat dabei ein Gefühl, das er sonst in diesem Zusammenhang eher nicht kennt, das Gefühl heißt Angst und das andere Gefühl, das ist unheimlich, dem kann er keinen Namen geben. Jetzt nur schnell zu der vereinbarten Garage seines derzeitigen Lieblingshehlers, dessen Klarnamen er selbst nicht kennt, nicht kennen muss, und in der Garage flackert das Licht wie ein verendendes Tier und gibt dabei einen Summton ab, der ihn nervös macht, und auch hier stinkt es so entsetzlich, und als er dann die Fracht endlich löscht, um es mal mit einem Fachausdruck zu sagen, da gibt es ein widerliches, schmatzendes Geräusch, als der Karton auf den Zementboden aufschlägt. Verdammte, da stimmt was nicht. Wie jetzt die aufkommende Panik am besten eindämmen? Auf dem Weg nachhause rast ihm das Herz in der Brust und drückt ihm die Luft ab und in seinen Augen kreisen Luftblasen, durch die er fast

nichts mehr sehen kann, und endlich hat er es geschafft und gießt sich zitternd einen Wodka ein, bestimmt keinen aus Tadschikistan, dann noch einen, gleich noch einen, das Herz wummert immer noch, aber entfernter, sein Blick geht zur Uhr, warum das denn jetzt?, es ist kurz vor zwölf, also gerade noch rechtzeitig für diese Geschichte, und beinah im selben Moment klingelt das Telefon, wie bei einem schlechten Ende einer schlechten Erzählung.

Es ist der Adressat seiner sozusagen beglaubigten Abschrift und dessen Fistelstimme will ihm scheinbar etwas erklären, was er nicht versteht, was er nicht verstehen kann, sein Hirn weigert sich, die Sprachbilder aus dem Telefon mit Bedeutung aufzuladen, und er will weder etwas mit dem Hundekadaver zu tun haben noch mit der Kugel in seinem Kopf, in dem es rauscht wie in der großen Halle des verlöschenden Lichts mit dem Hundealtar in der Mitte und dem Hundegott auf dem Altarbild, auf dem man gerade noch erkennen kann, wie der Hundegott in gespielter Entrüstung seine Lefzen zu einem finalen Lachen verzieht.

Das alles geschah übrigens am 20. August 2014.

Hans Satzinger, der 20.8.2014